XIX. Jahrg. Berlin, den 24. Dezember 1910. Nr. 13.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.**



Berlin, den 24. Dezember 1910.

Paulus.

Nero herrscht über Rom. Bald vier Jahre schon; und gilt der Menge noch als ein gütiger Caesar. Der Zwanzigjährige, der den Stiefbruder und die Mutter Agrippina getötet hat, dünkt sich im Arm der Poppaea Sabina einen Dichter, weil sein von Wein und Gier trunkener Sinn ein flink ins Ohr schlüpfendes Liedchen erlallt, und spielt vor dem Haufen der Freunde den vom Staatsgeschäft stolz abgewandten Künstler, den Sehnsucht ins luftige Reich der Musen ruft. Seneca und Burrus regiren; und geben mit der milden Vernunft ihres Wesens dem Imperium, bis an die fernste Grenze den Beschlüssen der Römerverwaltung die Farbe. Da wird, im Juliusmonat des Jahres 58, der Militärtribun Klaudius Lysias, der in Jerusalem den Prokurator vertritt, durch den Widerhall eines Volksauflaufes aus der behaglichen Ruhe seiner Thurmresidenz gestört. Was giebts denn schon wieder? Lange still zu sitzen, scheint diesen Asiaten unmöglich. Kaum sind zwei Jahre verstrichen, seit aus Egypten der Jude herkam, der das Nahen des Gottesreiches verkündete, der Menge Wunder vorgaukelte und dreißigtausend Menschen in die Wüste verführte; sind wir, sprach er, erst auf des Oelberges Gipfel, dann sinken, vom bloßen Hall unserer heiligen Worte, Jerusalems Mauern. Felix, der Prokurator, mußte schließlich die Heeresmacht gegen den Lügenbold in Bewegung setzen. Der beim Anblick der Kohorte feig entfloh. Seitdem haben wir hier oft genug mit Magiern, Sektenstiftern, Volksaufwieglern zu thun gehabt. Was giebts denn jetzt schon wieder? Ist der Egypter zu neuer Zettelung etwa

zurückgekehrt? Nein. Dieser ist kleiner, sieht älter aus und muß, da er Griechisch spricht, dem Quell des Wissens näher gewesen sein; wird auch nicht von Bewunderung, sondern von Wuth umheult. Gelbe Fäuste durchfuchteln die Luft, röthlich-feuchte Augäpfel scheinen aus ihrer Höhle zu quellen, Zähne knirschen und über die vom Zorn entfärbte Lippe sprüht Geifer; hier streut Einer Staub vor seine Füße, dort zerrt ein Graukopf mit zitternder Hand an seinem Kleid, bis es reißt, schwingt ein noch Aelterer seines Gewandes Fetzen wie eine Fahne. Den Tempel Jahwes hat ein Abtrünniger geschändet; ein Judensohn, der das Gesetz Israels brechen heißt und durch den Ruf zu Götzenopfer und Hurerei mit Heidenweibern den Frommen neues Aergerniß giebt. Dem die Beschneidung nicht mehr Pflicht scheint, der allen Strenggläubigen Zions ein Gräuel ist und sich dennoch erdreistet hat, ins reine Heiligthum des Tempels sich mit seiner schmutzigen Seele einzunisten. Zwar hat Jakobus, das Haupt der Judenchristenheit, ihn, um den Bericht über die Heidenmission und das im Bereich der jungen Kirchen gesammelte Geld entgegenzunehmen, in seinem Haus empfangen; ihm aber nicht gehehlt, daß er des Kömmlings Mißachtung der gottgefälligen Werke verwerfe und der bloßen Rechtfertigung durch den Glauben nicht traue, und ihn ermahnt, vor allem Volk die angezweifelte Glaubensreinheit dadurch zu beweisen, daß er auf seine Kosten vier Bettler säubern und scheeren lasse und mit ihnen sich in harter Bußzeit läutere. Nur dadurch sei der Verdacht zu entkräften, er könne, ein Jude, dem mosaischen Gesetz untreu geworden sein. Der Fremde hat sich gefügt; hat, mit geschorenem Haupt, bei kärglicher Speise, fünf Tage, fünf Nächte mit den zerlumpten Bußgefährten verwacht. Der Heuchler! Als ob sein Wandel in Asien nicht ruchbar geworden wäre, nicht jeder Jude wüßte, wie oft Dieser das ehrwürdige Gesetz brach, dem Gebot Mose ungehorsam war und offen aussprach, alle äußere Heiligung sei sinnlos und ohne Wirkung! Mag die Gemeinde des Jakobus sich mit dem Mummenschanz begnügen, den der Eingeschüchterte ihr bietet: die Judenheit alten Schlages kanns nicht. Kann nicht im Tempel Einen dulden, der an die Korinther geschrieben hat: „Trotzdem ich von Jedermanns Herrschaft frei bin, habe ich selbst doch, auf daß ich recht viele Seelen gewinne, jeder mich zum Knecht gemacht. Um die Juden zu gewinnen, habe ich mich ihnen als einen Juden

gegeben; den Schwachen als einen Schwachen; den unter dem Gesetz wie den ohne Gesetz Lebenden als Einen ihrer Glaubensart.“ Der also eingesteht, daß er sich verstellt hat, um Seelen zu fangen. Jagt ihn aus dem Tempel, den schon sein Athem besudelt! Die Judenchristen schützen ihn nicht; trösten ihr frommes, doch dem Fremdling feindliches Gemüth mit der Zuversicht, daß den geweihten Raum niemals Menschenblut netzen, den Sünder selbst die Rache nicht bis in den Tempelfrieden verfolgen darf. Schon aber haben Wüthende ihn aus der Jammerecke der Bettler ins Freie geschleift und hinter ihm die Leviten hastig die Tempelpforten geschlossen. Schon droht ihm aus der tobenden, tobsüchtigen Rotte mit dürrem Finger der Tod. Da heischt ihn Roms Macht für sich; auf den Armen seiner Soldaten läßt Klaudius Lysias den der rasenden Schaar Entrissenen in den Antoniathurm tragen, der, an der Nordwestecke des Tempels, dem Tribunen und seiner Kohorte als Wohnstatt eingeräumt ist. Auf der engen Treppe wendet der Gefangene, der zu dem Römer Griechisch gesprochen hat, das Auge, befreit sich aus den derben Griffen der Mannschaft, bedeutet mit dem Wink der frei gewordenen Hand den aus der Tiefe Emporheulenden, daß er zu ihnen reden wolle, und erzählt dann, in der ihnen verständlichen Hebräersprache, seines Erlebens Geschichte. Nero herrscht über Rom. Noch aber waltet milde Vernunft bis an die fernste Grenze des Reiches. Rom erlaubt dem Gefangenen, zu seinen Volksgenossen zu sprechen. Die aber schreien, brüllen, keuchen: „Tötet ihn! Reißt den frechen Gesetzesfeind in Stücke!“

Dieses schwarze, gedunsene Kerlchen, denkt Lysias während des Geheules, muß doch wohl ein übler Gesell sein; zum raschen Geständniß seiner Schandthat werden nur Ruthenstreiche ihn ermuntern. Schon steht der Kleine am Pfahl; schon heben die Soldaten den Arm und warten auf des Centurios Weisung. Da ruft der Angebundene: „Civis Romanus sum!“ Redet wieder mit einer anderen Zunge. Römischer Bürger? Der Tribun horcht auf. Diese Würde hat er, der in Südosteuropa geboren ward, mühsam, durch Geld und Gunst, spät sich erworben; von Cicero und Verres hat er kaum je gehört, weiß aber, daß selbst im Barbarenlande das Bürgerrecht Manchen vor Mißhandlung bewahrt hat und daß jede grundlose Antastung dieses Rechtes in Roms Bereich streng gestraft wird. Wozu sich einer Rüge aussetzen? Römersinn vermag

sich im Zank und Stank dieser Judensippe ja niemals zurechtzufinden. Die Hohe Priesterschaft und der Sanhedrin sollen richten. Jochanan ben Nedabai, der Hohepriester und, als ein Enkel Hanans, trotz seiner Schlemmerneigung ein von der Ehrfurcht angestaunter Großer in Israel, läßt den Entketteten vor sein Angesicht führen. Läßt ihn, nach dem ersten unbedachten Wort, auf den frechen Mund schlagen. Der Gezüchtigte braust auf; duckt sich aber schnell, da er vernimmt, daß er vor dem Haupt der Priesterschaft stehe. „Wenn ichs gewußt hätte, Brüder, wäre meine Rede sanfter gewesen; denn Moses hat uns verboten, den Obersten unseres Volkes zu lästern.“ Der Schlaue hat bald erwittert, daß seine Richter nicht eines Sinnes sind, und stützt sich auf die Pharisäerwuth gegen die Sadduzäer. „Ich bin Pharisäer, wie mein Vater war, und werde verfolgt, weil ich an die Auferstehung der Toten glaube.“ Nun hat er im Rund Vertheidiger. Muß Jeder denn, der, wider die Sadduzäerlehre, an Auferstehung, Engel und Geister glaubt, als ein Verbrecher vor dem Richter stehen? Die Parteien hadern in Fieberhitze. Da die Sadduzäer aber stärker sind und das Leben des Angeschuldigten bedrohen, läßt Klaudius Lysias ihn wieder in den Thurm abführen. Was macht man mit diesem Unbequemen? Vierzig finster blickende Fromme haben sich einander verschworen, nicht Speise noch Trank mit der Lippe zu berühren, so lange der Gesetzesverächter im Licht athmet; wenn er zum zweiten Verhör vor Jochanan gebracht wird, wollen sie unterwegs die Wache überfallen und den Gefangenen töten. Der Tribun, dem der Plan verrathen wird, beschließt, um der Sache ledig zu werden und in seinem Amtsbezirk die Ruhe zu wahren, den lästigen Juden nach Caesarea zu schicken; dort mag der Prokurator das Urtheil finden. Im Dunkel setzt sich, in der neunten Abendstunde, der Zug in Bewegung; zweihundert Fußsoldaten, zweihundert Frumentarier, siebenzig Reiter. Gegen solche Menge werden die Juden nichts wagen. Auf halbem Weg, bei der Stadt Antipatris, kehrt das Fußvolk um; nur die Reiter bringen den Gefangenen nach Caesarea. Dort hat ihm, im Haus des Philippus, vor zwei Wochen der Prophet Agab verkündet, in Jerusalem werde er von den Juden gefesselt und in die Hand der Römer gegeben werden. Durfte den Frommen die Kunde schrecken? „Ich bin bereit“, sprach er zu den Gefährten, „in Jerusalem für Jesu Namen zu sterben.“

Nun steht er vor dem Statthalter des Kaisers. „Wie heißest und woher stammst Du?“ „Paulus; aus Tarsos in Kilikien.“ Den Namen Dessen, der sich zu den Aposteln zählt, hat Felix nie gehört; weiß kaum noch, daß unter Pilatus einst ein Jude gekreuzigt wurde, in dem ein Häuflein den Heiland sah. Der Mann der Drusilla, Schwager des Herodes Agrippa und Bruder des am Hof mächtigen Pallas hat andere Sorgen; will sich rasch bereichern (wenns nicht anders geht, durch offene Räuberei), die gefährlichen Feinde meucheln und im Besitz einer der Allmacht nahen Herrschgewalt sein Leben genießen. Paulus? Wieder solche langweilige Judengeschichte. Wenn die Ankläger eingetroffen sind, wollen wir weiter darüber reden; einstweilen mag der kilikische Jude, weil der Tribun ihn für schuldlos hält, im Palast des Großen Herodes hausen. Am vierten Tag nach Pauli Ankunft kommts zur Verhandlung. Um einer wirksamen Vertretung der Anklage sicher zu sein, hat Jochanan den Advokaten Tertullus mitgebracht. Der umwedelt den Prokurator und zeiht Paulus, den er einen Rebellen und den Kopf der stets zu neuer Sünde lockenden nazarenischen Schlange nennt, frevler Tempelschändung, die nach dem Gesetz Jahwes hart gestraft werden müsse. „Ich habe in Jerusalem niemals gepredigt, habe den Frieden des Tempels nicht gestört und lebe in dem Glauben an das vom mosaischen Gesetz und von den Propheten Befohlene; der einzige Vorwurf, der mich trifft, ist die Angabe, daß ich an die Auferstehung glaube. Glauben aber etwa nicht auch Juden daran?“ Also spricht Paulus. Hat er den Prokurator überzeugt oder ward dem müden Genüßling die Sache nur zu langweilig? Felix schickt die Ankläger heim, läßt den Angeklagten entfesseln und erlaubt ihm, seine Freunde bei sich zu sehen. In der custodia libera sieht und hört ihn auch Drusilla. Der Jude, denkt Felix, hat von seinen Missionarreisen einen Haufen Geldes mitgebracht; am Ende kauft er sich mit einer anständigen Summe los. Er sträubt sich? Dann mag er hier sitzen, bis er grau wird. Doch Felix fällt in Ungnade und Porcius Festus, sein Nachfolger, erklärt sich bereit, Paulus, der nun seit zwei Jahren als Staatsgefangener in Caesarea lebt, nach Jerusalem zurückzusenden, damit er sich vor den herrschenden Sadduzäern selbst vertheidigen und das Gericht endlich zum Spruch kommen könne. Der Apostel widerspricht. Vielleicht ahnt er, daß ihm auf der Reisestrecke ein Hinterhalt droht; auch

zieht längst ihn des Herzens Neigung nach Rom. Er appellirt an den Kaiser. Das ist das Recht jedes römischen Bürgers; jeder kann durch solchen Appell überall das provinziale Gerichtsverfahren enden. Der Prokurator hat nur noch für sicheres Geleit nach Rom zu sorgen. Als der Befehl schon gegeben ist, kommt Herodes Agrippa der Zweite mit seiner Schwester Berenike, die das Haus (und, flüstern Manche, das Bett) mit ihm theilt, nach Caesarea. Festus erzählt ihnen von seinem Gefangenen. „Im Grunde liegt nichts gegen ihn vor als die Thatsache, daß er glaubt, ein gewisser Jesus, der hingerichtet worden ist, sei von den Toten auferstanden." Diesen Paulus, spricht der Gast, wünsche ich schon lange zu hören. Er hört ihn. Kommt mit der Schwester und mit großem Gefolge in den Gerichtssaal, wo die Stadthäupter und die Spitzen der Garnison um den Prokurator geschaart sind. Paulus redet; behutsam und klug, wie immer in solcher Lage. Er sei dem Gesetz treu, den Propheten gehorsam; und der Glaube an die Auferstehung unterscheide ihn nicht von anderen Juden; denn geschrieben stehe, daß der Christus hienieden leiden müsse, doch als Erster auch von den Toten erstehen werde. Festus schilt ihn scherzend einen irren Schwärmer. Herodes aber sagt lächelnd: „Du wirst mich noch ins Christenthum überreden!" Und Paulus antwortet weltmännisch: „Möchtet Ihr Alle, die hier versammelt seid, eines Tages mir gleichen; nur nicht auch, wie ich jetzt, Ketten tragen." Den Gästen gefällt er. Ist offenbar kein wüster Verbrecher. Wenn er nicht an den Kaiser appellirt hätte, könnte man ihn laufen lassen. Aber er zieht den Appell nicht zurück. Schade. Der Centurio der Kohorte Prima Augusta Italica soll ihn, nebst anderen Sträflingen, über Adramyttion nach Rom geleiten.

In die Enge des in Myra gemietheten Schiffes sind zweihundertsechsundsiebenzig Menschen gepfercht; und die Aequinoktialstürme umbrausen die stöhnenden Planken. Das Schiff muß behend laviren und an der kretischen Küste sich dennoch in einen Nothhafen bergen. Erst im Oktober gehts weiter. Doch der wüthende Sturm schüttelt und wirbelt das starken Widerstandes unfähige Fahrzeug mit nimmer ermüdender Wildheit durch die Wellenthäler, über die weißen Wogengipfel. Bei Tag und bei Nacht nicht eine ruhige Stunde. Schon ist jedes irgend entbehrliche Geräth über Bord geworfen und das Deck von Allem, was splittern und brechen könnte, geräumt. Schon zittert Jeder, auch von der Mannschaft,

für sein Leben. Paul nur ist aufrecht. Vor der Abfahrt hat er, der die See sammt ihren Herbstlaunen kennt, schlimme Stunden vorausgesagt. Doch er wird Rom sehen. Das weiß er. Und mit ihm wird Alles, was sich auf dem Schiff jetzt in Angst und in Krankheit windet, aus der Noth gerettet werden. In der vierzehnten Nacht fühlt man plötzlich, daß der Kiel in festem Grund steckt. Ein Riff? Nein: eine Landzunge. Noch wagt Keiner, auf Rettung zu hoffen. Schmutzig und hungrig kauert die verängstete Menschheit in den Ecken. Mählich belebt sie die Zuversicht des Apostels. Der betet, als der Tag aus feuchtem Feuerdunst steigt, vor Aller Blicken; bricht dann das Brot und mahnt die Gefährten, wie er zu thun, auf daß Leibesschwachheit nicht das Werk der Rettung versage. Wenige Stunden noch: und der letzte Mann klettert vom Schiffsbord auf Maltas gastlichen Strand. Hier gebietet Rom. Freundliche Menschen eilen herbei und bereiten, die Gestrandeten rasch zu wärmen, ein großes Feuer. Paulus hilft ihnen; faßt mit der Hand, die Reisig aufliest, eine Giftschlange, die schnell seine Finger umzüngelt. Gewiß ist dieser Sträfling ein Mörder, den Nemesis nun, weil ihn der Sturm nicht ins Meer schlang, in Viperngestalt verfolgt. Doch siehe: seine Hand schwillt nicht; ruhig schürt er, lächelnd sogar, das Feuer. Kein Mörder: ein verkappter Gott; sicher Einer, der Wunder wirken kann. Die wirkt er. Heilt auf dem Meierhof des Publius durch die bloße Kraft seiner Hand den Vater des Wirthes von langwierigem Fieber; und wird seitdem von dichten Schaaren der Insulaner um Hilfe angefleht und ringsum als Thaumaturg bestaunt. Unter drei Monden. Dann lichtet das Alexandrinerschiff „Kastor und Pollux“ die Anker; und über Syrakus und Reggio gehts nach Puteoli. Langsam dringt das Gerücht von Pauli Nahen inzwischen nach Rom. An die römischen Christen hat er aus Korinth durch Phoebe den Brief geschickt, der mit dem Wort neuer Zuversicht schloß: „Dem ewigen, allein weisen Gott sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen.“ In Rom lebt ihm eine treue Gemeinde. Im Marsmonat des Jahres 61 schreitet er auf der Appischen Straße durch die Porta Capena in die Stadt der sieben Hügel. So hat ers schon in den Tagen der Heidenmission geträumt. In Ketten kommt er, für den auferstandenen Heiland zu zeugen.

Kommt, als ein ins Martyrium Strebender, zur rechten Stunde. „Auch in Rom wirst Du, wie in Jerusalem, für mich zeu-

gen; sei drum, Paule, getrost!" So hat, im Antoniathurm, des Heilands Stimme zu ihm gesprochen. Nun ist er, endlich, in Rom. Aus der Gewalt des Centurios übernimmt ihn Burrus, der noch praefectus praetorio ist, als Gefangenen des Kaisers; giebt ihm einen Praetorianer als Wächter, läßt seinem Verkehr aber alle erwünschte Freiheit. An eine Gerichtsverhandlung ist einstweilen nicht zu denken. Paulus sitzt in einer geräumigen, reinlichen Zelle und wird nicht gehindert, jedem nach seiner Lehre Lüsternen das Reich Gottes und die Herrlichkeit des Christus zu predigen. Freudigen Herzens lebt er dem Lehramt; und die Zahl Derer, die Trost und Erleuchtung von ihm erflehen, schwillt mit den Monden. Rom ist ein Pestherd geworden; der mannichfach begabte, doch im Tiefsten verlogene und böse Komoediant, der, seit er sich der Zucht entrafft hat, den Reichsregenten und Allumfasser mimt, verseucht, mit seinem heute hier, morgen dort thronenden Lümmelgepräng, die an den Hof zugelassene Gesellschaft. Vom Kopf her stinkt der Fisch. Jeder neue Tag bringt neue Kunde von wüster Ausschweifung, Verwandtenmord, Blutschande und Männerpaarung. Nicht weit vom Palast aber, im Bezirk des Praetorianerlagers, haust Einer, der alles Unreine von sich weist; wohnt, Jahre lang, in sittsamer Freundschaft und mahnt in bunter, nie bildlos grauer Rede zu keuschem Wandel im Licht des Geistes. Ist es ein Wunder, daß aus der geknechteten, in ihrer Würde geschändeten Menschheit Mancher sich zu ihm stiehlt und sogar Theile der Oberschicht bis an die Thür seines Kämmerleins gleiten? Als ein Wunder gilts. Sehet, was noch in Ketten Dieser vermag! Der Caesar, der seine Frau getötet, Poppaea zur Kaiserin gemacht, dem ausgepichten Schurken Tigellinus das Amt des Burrus anvertraut und seinen Lehrer Seneca aus dem Staatsgeschäft weggeekelt hat, hört von dem Treiben; achtet zunächst aber kaum drauf. Wieder ein Jude, der die Sehne seiner einbildnerischen Kraft überspannt hat. Ganz gut, wenns da unten brodelt. An dem Tag, der die Feldzeichen des Imperiums ostwärts trägt, können wir diesen hitzigen Eifer zur Propaganda brauchen. Nur aus der sadduzäischen Judenheit, deren Zorn sich gegen den Lebenden niemals entrüstet, droht dem Apostel ernste Gefahr. Schreckt den Tapferen aber nicht; aus den Banden ruft er den Philippern zu: „Ist mein Blut zur Feuchtung Eures Glaubensopfers bestimmt, so will ich jauchzen; und jauchzen sollt Ihr dann Alle mit

mir.“ Er ist glücklich. Im Gefängniß hat ihn die Liebe der Philipper gesucht und aus Lydiens Schatzkammer dem Darbenden reichlich gespendet. „Seid heiter und zeiget allen Menschen Euch lind: denn schon nahet der Heiland!“ In solcher Stimmung findet ihn Petrus, der ihn seit dem antiochischen Ritualstreit nicht sah und in Rom nun die Judenchristen hüten soll. Der nie, auch nicht im heißen Wirbel der Bekenntnißfehde, aufhören kann, den Genius des vom Gesetz Abtrünnigen zärtlich zu bewundern; doch staunend nun vor dem Flimmerlicht steht, aus dem die Gestalt des von Caesars Hand Gefesselten sich nicht völlig lösen will. Ist dieser früh gealterte Fünfziger, dem das Missionarsleben nicht Mühsal noch Beschwerde je sparte, im Innersten wirklich so heiter, wie er scheinen möchte? Ist er, der den Kolossern klagt, daß er unter den vom Gesetz der Beschneidung Gebundenen keinen brauchbaren Gehilfen suchen könne, der milden Weisheit Dessen, der Jedem einst in dem einmal als wohnlich erkannten Lehrgebäude zu bleiben rieth, nicht noch ferner fast, als der auf dem Weg nach Damaskus vom Christglauben Erleuchtete dem blind altem Wahn anhangenden Schüler Gamaliels war? Zwischen Helle und Finsterniß scheint er hin und her gerissen; wie die Geisterschlacht seiner Vision zwischen himmlischer Klarheit und dem Dunkel des Höllenpfuhles schwankt. Noch sitzt Satanas auf dem Erdenthron und vergiftet (bis in die säuberlich geglätteten nnd besprengten Prunkstraßen Roms könnt Ihrs riechen) mit seinem Schwefelodem alle Quellen. Ringsum aber keimt in nächtiger Stille eines neuen Heiles Lenz. Das auf Golgathas Höhe über die Kreuzesbalken sickernde Blut hat alle Sünde gesühnt, alle Kreatur dem Herrn des Himmels versöhnt und in Purpurschrift der Menschheit Menschenfrieden verheißen. Denn Der da dem Speer seine Flanke bot, war Gottes Sohn, des Unsichtbaren sichtbares Ebenbild, aller Gottheit Künder und Inbegriff. Und wie er sich bequemt hat, mit uns zu wandeln, so ersteht er uns wieder aus dem Staub; ist vielleicht, noch ungesehen, schon unter uns. Sputet Euch drum, in Euren Herzen ihm die Wohnstatt zu bereiten, und räumt alles Gerümpel aus seinem Weg. Wähnt Ihr, er komme, zu fragen, ob Ihr dem Gesetz gehorsam seid, das seines Mundes Hauch, wie welkes Plunderlaub, weggeweht hat? Die am Gesetz Haftenden fürchtet Satanas nicht; läßt sie, Ihr sehts, frei durch sein Reich schreiten. In Ketten schmachtet nur, wer Leib und Seele dem Herrn verlobt hat.

Ward zwischen Paulus und Petrus in Rom das gelockerte Band wieder, zu festerem Zusammenhalt, straffer geknüpft? Stand Paul, wie das Datum des zweiten Briefes an Thimotheum vermuthen lassen möchte, vor Nero? Wurde er freigesprochen, durfte endlich am Tiber predigen und ging dann nach Hispanien, wie er sichs in Korinth gewünscht hatte, auf daß, nach dem Wort des Matthaeus, allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werde? Wir wissen es nicht. Das Blutmeer, das im Sommer des Jahres 64 den tollen Kaiser von dem Verdacht der Massenbrandstiftung reinspülen sollte, hat auch die Spur vom letzten Erleben der beiden Apostel weggeschwemmt, die als Führer feindlicher Parteien einander liebten und deren Häupter die Legende aus unbelichteter Zeit in eines Strahlenkranzes Gewinde vereint hat.

Peter ist Papst geworden. Nie aber hätte der Fischer von Genezareth sich in die Glorie des höchsten Hirtenamtes zu kleiden vermocht, wenn von Paul ihm nicht der steile Weg gebahnt worden wäre. Dieser ward zum Entbinder der Weltreligion. Wer fischen will, muß ein Netz haben; und erst der Weber aus Tarsos hat eins gefügt, dessen Maschendichte an allen Küsten, unter allen Himmeln erprobt werden konnte. Der Pharisäersohn aus dem Stamm Benjamin hat die Grobweberei nur gelernt, damit ihn, der auf ein Erbtheil nicht rechnen darf, im Nothfall das Handwerk nähren könne. Der Vater (im Stolz auf die Abkunft, die das Vermögen ersetzen muß, ein jüdischer Junker) will seinen Saul als Rabbi sehen und zwingt schon den Knaben in den strengen Dienst des Gesetzes. Das Werk dieser Erziehung lobt den Meister. Der kleine, fette, ungelenke Tapps lernt sich unter Menschen bewegen; der kränkelnde Jüngling erträgt Ungemach, das einen stärker Geborenen brechen könnte; der winzige Kopf über stämmigen Schultern, der auf Stirn und Wangen mehr Haare hat als auf der Schädeldecke und in seiner Häßlichkeit den ersten Blick abschreckt, leuchtet in schönende Verklärung auf, wenn die schwere Zunge zu schnellem Lauf gespornt ist; der linkisch Schüchterne wird ein Redner, der, wie ein Feuerstrom, die Widerstrebenden selbst mit sich reißt. Sein Griechisch, auch den Muth zu freier Betrachtung weltlicher Dinge hat er wohl in Gamaliels Schule gelernt; das Beste aber gab ihm, des Lebens ernstes Führen, gewiß das Vaterhaus. Während er in Jerusalem auf der Schulbank saß, wurde Jesus gerichtet, gekreuzigt. Saul

sieht nichts davon. Ein Ketzer und Glaubensstörer: für so Verruchte ist keine Strafe zu hart. Erst den Mannbaren treibt des Blutes wirrer Drang ins Allgemeine. Stephanus hat das alte Geraun wiederholt, Jesus sei der Messias gewesen, hat, ein Kirchendiener, die Priesterschaft und die Gemeinde geschmäht und ist deshalb verhaftet und vor den Sanhedrin geladen worden; da lästert er die Ueberlieferung, schilt die Priester harte Köpfe, unbeschnittene Herzen, blutrünstige Brecher der Gesetzestafeln und droht ihnen, der Christus werde bald wiederkehren und den Tempel zerstören. Der Frevler wird vor das Stadtthor gezerrt und gesteinigt. Die Ohrenzeugen, deren Hand, nach der Vorschrift im Deuteronomium, den ersten Stein werfen mußte, entgürten sich und legen ihre Kleider vor Sauls Füße, der verzückten Blickes auf das löbliche Thun der Strafvollstrecker starrt. Und nun im Eifer der Ketzerverfolgung nicht mehr zu zügeln ist. Weh Jedem, den er sündig oder nur in der Pflicht säumig findet! Männer und Weiber läßt er peitschen, prangern, in Kerkergrüfte werfen; nur so, sprudelts von seiner Lippe, wird man mit den Zweiflern, Spöttern, Haarspaltern fertig. Auch in Damaskus, hat der mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn Schnaubende gehört, soll solche Rotte Unterschlupf gefunden haben; deren Rädelsführer wird das Haupt der syrischen Chouannerie, wenn ihm der Hohepriester Theophil ein Beglaubigungschreiben mitgiebt, geknebelt vor die Aeltesten in Israel führen. Tod allen Christen! Tod Allen, die aus dem reinen Frieden des sinaischen Gesetzes ins Weitere streben. Fromme Leidenschaft hitzt das Blut des Vierundzwanzigjährigen, der über den Jordan hin der Ausführung des Rächerplanes entgegenschreitet. Wie war der Abfall so vieler tüchtigen Gemeindeglieder möglich geworden? Von welcher Wesensart mag Der wohl gewesen sein, der eine so breite Schaar aus der festen Glaubensburg lockte und dessen fortwirkendes Beispiel heute noch Hunderte stählt, ihm zu Ehre ohne Murren die ärgste Pein auf sich zu nehmen? Saul lechzt, den großen Verführer zu sehen. Mittagsgluth dröhnt vom Himmel. Vor dem entzündeten Auge ballen die durchsonnten Staubkörnchen sich zu blutrothen Nebel. In den müden Schläfen pocht die Hast des Wanderns wie eines Schmiedes dampfender Hammer. Und wie ein bleierner Reif, in den jeder Pulsschlag einen von Leckflammen gespitzten Nagel

einbohrt, preßt sichs um das Hirn. Springt aus wolkenlosem Himmel der Blitz, wie aus gülden gepanzertem Glaubensschrein plötzlich der Zweifel? Ein Leuchten, dessen jähes Aufzucken den Christenhenker wie eines Krampfes Angriff auf die Erde streckt. Einer mächtigen Stimme milder Hall: „Warum, Saule, verfolgest Du mich? Scheide Dich von dem unklugen Versuch, wider den Stachel zu lecken!“ Und auf des Zitternden Frage, was der Herr ihm zu thun befehle, die Antwort: „In der Stadt Damaskus wird Dir kund werden, was Deine Arbeit sein soll.“ Da liegt sie; unter den verschneiten Greisenfurchen des Hermon ein in Jugendlust und Blüthenpracht jubelndes Eden. Das Paradies, das den Messias herbergen durfte. Saul hat ihn gesehen, gehört; ist, im jähen Flackern des Himmelslichtes, des Menschenfischers Beute geworden. An der Hand seiner Reisegefährten tastet der Fiebernde sich durch die Gärten der Vorstadt, durchs Thor. Liegt drei Tage lang, ohne Speise und Trunk, in Judas Haus. Wird von Ananias, dem Obersten der damaskischen Christengemeinde, durch den sanften Druck der Handflächen von allem Schmerzgefühl befreit. Wie Schuppen fällts ihm vom Auge. Nun kann er stehen und gehen, essen und trinken. Meldet sich zur Taufe und predigt drei Jahre hindurch: „Jesus von Nazareth ist Gottes Sohn!“ Was soll er in Jerusalem? Die Hohnrede Derer dulden, die ihn als Anbeter des einst Verfolgten erspähten? Mit neuer Lehre des Glaubens Wurzelschoß düngen? Welche Schule soll Dem noch frommen, den der Herr selbst aus der Finsterniß in die Helle rief und so werthvoll befand, daß er, diesen Einen zur Umkehr zu stimmen, von des Vaters Seite herniederstieg? Solcher bedarf fortan keiner Weisung; kann von irdischen Meistern nichts mehr empfangen. Sah er nicht, wie Jakobus und Kephas, wie die Zwölf und die Fünfhundert, wie das magdalische Weib, den Messias? Sah ihn (so prahlt er) mit des Leibes Auge? Wer dieser höchsten Gnade gewürdigt ward, darf sich in des Glaubens Kindheit schon zu den Aposteln zählen.

Die damaskischen Christen haben zuerst wohl mißtrauisch auf den Tarser geschaut, der, sie zu vertilgen, geschickt war und an Eifer für die Sache des Heilands nun die Emsigsten übertraf. Doch währte das Mißtrauen gewiß nicht lange. Daß Paulus nicht mit eines Heuchlers Zunge rede, mußte ein Tauber selbst merken. Wie Gewitterleuchten vor dem Schlag, so flammts, ehe das Wort der Lippen-

wölbung entrennt, aus der schmalen Augenhöhle. Einer, der nicht lau zu sein vermag; fast nie sich unter den Siedegrad dämonischer Wesensart fühlt. Jähzornig, reizbar, hochfahrend, wo Beträchtliches nicht auf dem Spiel steht. Im Drang jeder Fährniß aber sofort Herr seiner Sinne. Trotz der Schwachheit des Leibes (die der geschäftigen Phantasie schlimmer scheint, als die Leistung des Zähen sie erweist) Einer, der kann, was er will. Keusch und auf seine Keuschheit leicht allzu stolz. Ganz der umschlungenen Sache hingegeben; der Gehilfin gleich, die sich, ohne die Möglichkeit zu anderem Fühlen und Denken, als ein weicher, wärmender Teppich unter den liebsten Mann spreitet. Mit dem früh verfetteten Rumpf, dem Glatzkopf, der Stumpfnase eines Zwerges doch der Stärkste, wo immer er stehe. Und mit angeborenen und angewöhnten Mängeln der feinsten Weltmannskunst fähig und ganz allein, ohne irgendeinen Helfer, ganz aus eigener Kraft der Schöpfer und Ausgestalter christlicher Diplomatie. Die hat ihm, in zwei Jahrzehnten missionarischer Arbeit, über alle Menschenhoffnung reiche Ernte in die Scheuer gebracht (freilich auch grimmen Judenhaß eingetragen). Die braucht er, der internationales Wirken ertrachtet und für Völker und Fürsten drum den rechten Ton treffen muß.

Platoniker, Kolonialapostel, Epileptiker, Hellenist: der Sohn des tarsischen Pharisäers bleibt der Entbinder der Weltreligion; in Glimpf und Schimpf der gewaltigste Schöpfergeist aller Christengeschichte; der einzige, dessen Hirnessaat ins Weite sprießt. Mögen Wichte, die mit der Nachäffung eines in Nebelstreifen zerrinnenden Urchristenthumes billigen Heiligenschein zu erlisten streben, ihn des Verrathes am Kruzifixus zeihen oder gar den Mörder des Heilands schelten: Keiner that für den Christus, was für ihn Paulus that. Bis in den Tag von Damaskus war die Christenheit nicht viel mehr als eine kleine syrische Sekte, die ihres Stifters Lehre mit zerfließendem Leim an die zerbeulten, vom Wurmfraß morschen Bretter der Schriftlade kleben, den neuen Wein mit seinem starken Jugendduft in den alten, dumpfig riechenden Schlauch sperren, als Judaeochristen sich in beider Bünde Gesetz schmiegen und dem bekehrten Heiden noch mit dem schon rostenden Messer das praeputium wegschneiden wollte. Das war, als Saul zum Paulus wurde. Als er dem Blick entschwand, war die Heerde des guten Hirten über die Alte Welt verbreitet; die Grundmauer einer Uni-

verfalkirche geschichtet und fest vermörtelt; ein System geschaffen, das von den Höhen hellenischer Geisteskultur ins schwüle Jammerthal unfreier, in Trübsal und Brest verkrüppelter Menschheit die Brücke schlug. Wer weiß, ob die weithin reichende Pranke des in Rom gekrönten wilden Thieres nicht die spärlichen Saatkörner aus Syriens Scholle gescharrt und einem Buddha oder Mohammed das Recht aufgespart hätte, die Vorhut des Menschenheeres in den Ring eines Glaubens zu schmieden? Die weltfremde Frommheit der im Engsten betriebsamen Jünger konnte die auf die Tenne gehäufte Seelenbrotfrucht nicht schirmen. Noch als Apostel blieb Jeglicher von ihnen kleiner Leute Kind, das sich stümpernd in Botschafterwürde zu brüsten versucht. Ein Grab konnten sie tünchen; nicht aus Gräbern Lebenssaft in den Acker sammeln. Dem Täufer mußte der Erlöser, dem religiösen das politische Genie folgen; und wie Johannis hagerer Finger auf Jesus weist, so wählt und weckt sich der Nazarener zum Walter seiner großen Sache den tarsischen Wildling. Der hat das unjüdisch gleichmüthige Lächeln des Ekklesiastes, des Allverstehers, Allbezweiflers Salomo, niemals gelernt, das dem Essäerschüler aus Galilaea bei Mann und Weib, Jung und Alt Liebe warb. Der lächelt nur, wenn die Grimasse ihm Vortheil verheißt. Ein harter Mann; und in keinem Zug dennoch dem Menschenscheuen in härenem Gewand ähnlich, der mit der Wurfschaufel dräute. Ein Politiker. Der Wichtigkeit kleiner Dinge bewußt und weltlichem Langen so nah, daß kein Synedrialdünkel ihn abhält, über Putz und Tand der Christenfrauen ausführlich zu schreiben. Das hohe Ziel aber stets vor dem erwachten Auge. Aus dem engen Glaubensverließ einer Sekte, die der Welt ihrer lichtlosen Vorstellung keine Zukunft erhofft, kaum eine wünscht, soll die weiträumige basilica domus werden, in der eine in kühner Willenskraft strotzende Menschheit sich, je nach dem Bedürfniß der Gruppen, behaglich einrichten kann. Also fortan keinen Gesetzeszwang, dessen Joch die freien Völker des Westens schrecken müßte; weder Beschneidungpflicht noch ein Judenrecht, das über die Heidenheit hebt. Vor dem Stuhl des Himmelsherrn sind Alle gleich; und Allen ist Gottes Gnade erreichbar. Gottes; Paulus erst weiht den Sohn des Menschen, den Auflöser alter Bande, den Erlöser von alter Erbschmach, zum vollbürtigen Gottessprossen. Denn ohne neuen Gott, ahnt er, dauert kein neuer Glaube.

Leben.*)

Um die Grundbegriffe der Naturwissenschaften steht es, was die Wortgeschichte betrifft, ganz anders als um die Grundbegriffe der Philosophie; diese, von den Griechen aus metaphysischen Phantasien gebildet oder aus den Vorstellungen noch älterer Völker übernommen, treten uns mit dem scheinbar reichsten Inhalte oft schon zu Beginn der historischen Zeit einer abendländischen Philosophieentwickelung entgegen, können und müssen beim Uebergang zu jüngeren Völkern übersetzt werden, wandeln von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren geistigen Inhalt, haben aber im Ganzen und Großen die Tendenz, unter dem Einfluß der Wissenschaft und neuerdings der Erkenntnißtheorie in ihrem Vorstellungsgehalte präziser und dadurch ärmer zu werden; die Grundbegriffe der empirischen Wissenschaften dagegen mußten sich jedem Volk aufdrängen, gehörten sehr früh der vorwissenschaftlichen Gemeinsprache an (man denke an Begriffe wie: Körper, schwer, Kraft, Licht, Bewegung, Leben) und wurden in ihrem Vorstellungsgehalt um so reicher, je mehr die Wissenschaft ihre Beobachtungen häufte. Dazu macht Curtius einmal (Grundzüge der griechischen Etymologie) die ansprechende Bemerkung, daß der älteste Wortbestand wahrscheinlich unsere Allgemeinbegriffe gar nicht gekannt habe. „Jahrtausende lang wußte der Mensch die einzelnen Thiere zu bezeichnen, ehe er einen Ausdruck fand, welcher alle Thiere insgesammt umfaßte. Zu einem Wort für Thier im Unterschied vom Menschen hat es die griechische Sprache erst zu Platons Zeit gebracht und das Wort ζῷον, das, wie animal, alle lebenden Wesen umfaßt, ist nachhomerisch.“ Es wäre den Griechen kaum eingefallen, Begriffe wie Leben in einem Wörterbuch der Philosophie zu definiren; sie ahnten ja noch gar nicht, daß just die schwierigsten Probleme sich hinter den Allgemeinbegriffen der Gemeinsprache verbergen. Wo sie dennoch hinter alltäglichen Worten (sein, Bewegung) tiefe Probleme suchten, da hatten sie die Wörter vorher metaphysisch umgedeutet.

Wie fern dem Wissen des Alterthums und des Mittelalters das Problem des Lebens lag, erkennen wir vielleicht am Besten

*) Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“, von dem soeben (bei Georg Müller) die dreizehnte Lieferung erschienen ist, war in diesem Jahr ein Quell feiner Freude. Noch einmal sei es, ehe das Jahr schwindet, durch den Abdruck eines für seinen Geist zeugenden Bruchstückes ernstlich Allen empfohlen, denen für so männlich trotzige und fröhliche Werke eines Erkenntnißsuchers der Sinn offen ist.

daraus, daß man damals bei den Definitionen immer zunächst an die Thiere dachte, trotzdem die Pflanzen (wie wir aus Ammonios erfahren haben) schon gelegentlich als Lebewesen (das deutsche Wort findet sich schon bei Fischart) anerkannt wurden. Auch Aristoteles spricht den Pflanzen nicht alles Leben ab; aber bei seiner bekannten Definition des Lebens (De Anima II, 1: ζωὴν δε λεγομεν δι' αὑτου τροφὴν τε και αὔξησιν και φθισιν) mag er, wenn man die Kenntnisse seiner Zeit erwägt, nur an die Thiere gedacht haben, so gut die Worte auch heute auf alle Lebewesen zu passen scheinen. Aus eigener Kraft sich zu ernähren, zu wachsen (das Vergehen stimmt nicht recht): Das war immer das Geheimniß des Lebens; und Thomas glaubte gewiß ganz im Sinn seines Aristoteles zu definiren, da er die Bewegung aus eigener Kraft zum Kennzeichen des Lebens machte: nomen vitae ex hoc sumptum videtur, quod aliquid a seipso potest moveri. Ein gemeinsames Kennzeichen des Thierlebens und des Pflanzenlebens ausdrücklich zu suchen, war dem Mittelalter noch keine Aufgabe. Die Frage nach der Beseeltheit oder Unbeseeltheit der Thiere schien bereits wichtig, aus theologischen Gründen; an die Ausdehnung des Seelenbegriffes auf die Pflanzen dachte man noch nicht. Und die Klasse der Lebewesen, die noch nicht Pflanzen und noch nicht Thiere sind, war noch nicht entdeckt; das Mikroskop war ja noch nicht erfunden. Die Gruppe der Protisten hatte also vorher noch nicht beobachtet werden können. Man sollte aber glauben, daß man rein begrifflich zu der Frage gelangen mußte, was das gemeinsame Kennzeichen einer lebendigen Pflanze und eines lebendigen Thieres sei, auch bevor man Lebewesen kennen lernte, von denen Niemand sagen konnte, ob sie Pflanzen oder Thiere seien.

Nun ist sehr beachtenswerth, daß die Entdeckung der Protisten uns in der Frage nach dem Wesen des Lebens durchaus nicht gefördert hat; und wir müssen bescheidentlich eingestehen, daß wir dem Lebensbegriff gegenüber fast eben solche Kinder geblieben sind, wie die Griechen waren. Wir haben nämlich, wie hypnotisirt von dem Entwickelungsgedanken, die neue Frage nach dem Entstehen des Lebens zu beantworten gesucht und die alte Frage nach dem Wesen des Lebens einstweilen zurückgestellt. Wie verkehrt ein solches Beginnen war, werden wir einsehen, wenn wir uns des falschen Lärms erinnern, den Du Bois-Reymond vor bald vierzig Jahren durch sein schwülstiges Ignorabimus in der deutschen Gelehrtenwelt erregte. Der 1872 gehaltene Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“, der der Naturwissenschaft für alle Zeiten die Möglichkeit absprach, das Wesen von Materie und

Kraft und das Wesen der Empfindung zu erkennen, wird insofern in der menschlichen Geistesgeschichte stets citirt werden müssen, als er in seiner Absicht eine ehrliche Bankeroterklärung der mechanischen oder materialistischen Weltanschauung war; in seiner unglücklichen Fassung jedoch, die sich zur Genüge aus des Verfassers Neigung zu feierlichen Phrasen erklärt, war der Vortrag zu gleicher Zeit ein Versuch, im Namen der Erkenntnißtheorie eine betrügerische Crida anzumelden. Auf den Widersinn des Schlagwortes Ignorabimus habe ich bereits in meiner „Kritik der Sprache" hingewiesen; an dieser Stelle möchte ich nun schärfer als bisher die Bornirtheit aufzeigen, mit welcher Du Bois-Reymond da ein Ende des menschlichen Denkens erblickte, wo sein eigenes, an den Materialisten geschultes Denken zu Ende gekommen war. Möchte eigentlich nur einen Einwurf wiederholen und genauer fassen, den bald nach dem Bekanntwerden des Vortrages der theologische Fachmann und naturwissenschaftliche Autodidakt Strauß gegen die Beweisführung des berliner Physiologen erhoben hat. Du Bois-Reymond, der Akademiker, spricht ein Wenig von oben herunter von Straußens „Auseinandersetzungen zweiter Hand"; Strauß war aber in philosophischen Fragen (und um solche handelte es sich) neben Du Bois-Reymond weitaus der stärkere Geist und der gründlichere Kenner.

Strauß bemerkte, daß eigentlich drei Räthsel in dem einen Welträthsel verborgen seien: das Entstehen des Lebendigen aus dem Leblosen, des Empfindenden aus dem Empfindunglosen, des Vernünftigen aus dem Vernunftlosen. Du Bois-Reymond habe nun das erste und das dritte dieser Räthsel für lösbar erklärt, die Entstehung des Lebens und die Entstehung der Vernunft, habe aber ohne Angabe der Gründe das zweite Räthsel allein, die Entstehung der Empfindung, für unlösbar erklärt. „Ich gestehe, mir könnte noch eher einleuchten, wenn mir Einer sagte: Unerklärlich ist und bleibt A, nämlich das Leben; ist aber einmal Das gegeben, so folgt von selber, Das heißt: mittels natürlicher Entwickelung, B und C, nämlich Empfinden und Denken. Oder meinetwegen auch umgekehrt: A und B lassen sich noch begreifen, aber an C, am Selbstbewußtsein, reißt unser Verständniß ab. Beides, wie gesagt, erschiene mir noch annehmlicher, als daß gerade die mittlere Station allein die unpassirbare sein soll." In dem bitteren „Nachwort als Vorwort" zu seinem (in der kritischen Hälfte) nicht nach Gebühr geschätzten „Alten und neuen Glauben" hat Strauß diesen Gedanken ausgesprochen, gegen welchen sich dann Du Bois-Reymond umsonst mit tönendem Periodenbau wehrte.

Der ganze Streit scheint zu einem scholastischen Wortgezänk hinunterzusinken, wenn wir wirklich nur danach fragen, welches von den drei Räthseln das schwierigere sei: das des Lebens, das der Empfindung oder das des Denkens. Wir kommen aber doch einen kleinen Schritt weiter, sobald wir durch solche Fragestellung zu der Erkenntniß gelangen, daß die drei Fragen zwei völlig verschiedenen Forschungsgebieten angehören. Darüber waren Strauß und Du Bois-Reymond im Grunde einig, daß die Bewußtseinserscheinung des Denkens sich an die Bewußtseinserscheinung der Empfindung anknüpfen lasse; nur war ihnen Beiden eben nicht klar, daß Empfindung und Denken, Beide, der Bewußtseinswelt angehören, der psychologischen Welt, der inneren Welt; daß dagegen die Erscheinung des Lebens immer noch, bis auf einen geringen Rest, der äußeren Welt angehöre. Leben läßt sich überall auch objektiv beobachten, Empfindung und Denken nur subjektiv. Es war also zwischen Du Bois-Reymond und Strauß wirklich nur ein Wortstreit vorhanden, als sie (wie ich es jetzt ausdrücken möchte) nicht darüber einig werden konnten, ob die psychologische Erklärung des Physiologischen schwieriger sei oder die physiologische Erklärung des Psychologischen. Erklären hieß damals noch allgemein und heißt heute noch bei fast allen Forschern: auf Ursachen als auf zureichende Gründe zurückführen. Also sagte Du Bois-Reymond mit scheinbarem Recht: Die Ursachen, aus welchen bestimmte Atomgruppen nicht nur äußerlich wachsen, sondern durch Aufnahme assimilirbarer Stoffe, diese Ursachen werden wir noch einmal erforschen, denn es handelt sich dabei objektiv doch nur wieder um chemische Veränderungen eines Stoffes in einen anderen; niemals aber werden wir erforschen können, wie eine Empfindung entsteht, denn es handelt sich dabei um die Verwandlung eines objektiven Stoffes in eine subjektive Bewußtseinsthatsache. Mit scheinbar noch besserem Recht antwortete Strauß: Die Lebenserscheinungen an sich sind schon unerklärlich genug; der lebendige Stoff, der bei der Nahrungaufnahme einen Wahlakt ausführt, überschreitet dabei schon die Grenzen der Physik; in jedem Lebendigen ist etwas Psychologisches verborgen.

Man sieht: Du Bois-Reymond ging von der Naturwissenschaft aus und hielt darum die Schwelle des offenbar Psychologischen für unpassirbar; Strauß ging von den Geisteswissenschaften aus, war weniger wortabergläubig und erblickte das Psychologische schon unter der Schwelle des Lebens.

Lassen wir uns von der kindlichen Frage nach der größeren oder geringeren Schwierigkeit der Räthsel nicht mehr irr machen.

Wir haben angefangen, das ewige Forschen nach den Ursachen als den zureichenden Gründen für eine Verirrung des Menschengeistes zu halten; an die Stelle des uralten Kausalismus sucht sich der Konditionismus zu setzen, welcher nur noch nach den Bedingungen einer beobachteten Erscheinung fragt. Das Beste an der neuen Formulirung der unveränderlichen Aufgaben ist wohl, daß es nun keine Grade der Unerklärlichkeit mehr geben wird. Wir kennen die Ursachen, aus denen ein Körper fällt, einem Körper Bewegung mitgetheilt wird, aus Bewegung Wärme und Licht entsteht, wir kennen die Ursachen der chemischen Affinitäten eben so wenig, wie wir die Ursachen der Lebenserscheinungen kennen, wie wir die Ursachen der Bewußtseinserscheinungen kennen. Wir wären schon froh, wenn wir Etwas ausmachen könnten über die Bedingungen, unter denen die uns objektiv so wohl bekannten Erscheinungen des Lebens auftreten. Wir wären sogar schon froh, wenn wir die Veränderungen, die das gemeinsame Kennzeichen des Pflanzenlebens und des Thierlebens sind, mit einem klar definirten Worte von den Veränderungen der toten Natur, von den sogenannten mechanischen Veränderungen, unterscheiden könnten. Ein Wort haben wir. Wir nennen die Ursachen (um die alte Bezeichnung beizubehalten) derjenigen Bewegungen, die die Lebenserscheinungen ausmachen, zum Unterschiede von den Ursachen der mechanischen Bewegungen: Reize. Es fragt sich nur, ob wir uns bei diesem Wort etwas Klares vorstellen können.

Da hätten wir also endlich ein Kennzeichen des thierischen Lebens; und wenn wir nun geschickt genug sind, gefundene Begriffe auf andere Verhältnisse zu übertragen, so können wir in den Reizen auch die Bedingungen oder Ursachen des pflanzlichen Lebens erblicken; denn darauf kommt es wirklich nicht an, daß wir von den Leitungen in den Pflanzen so viel weniger wissen als von den Nervenbahnen in den Thieren; hat man doch von der Reizbarkeit oder der Irritabilität der Thiere als von ihrer auszeichnenden Eigenschaft schon zu einer Zeit gesprochen, als man die Nerven der Thiere nur sehr ungenau kannte. Wir können also ohne Zwang sagen, daß die Reizbarkeit oder die Reaktion auf Reize die spezifische Eigenschaft der Organismen sei. Und man hat es oft gesagt. Da stünde demnach einer Definition des Lebens [illegible] nichts mehr im Wege.

Nicht ganz einwandfrei ist freilich der Gebrauch des Wortes Reiz; das Substantiv ist ein junges Wort, welches sich in der jungen Wissenschaft der Psychologie erst im achtzehnten Jahrhunderte langsam einbürgerte. Hören wir aber genauer hin, als die

Verfasser von Wörterbüchern sonst vermögen, so vernehmen wir bald, daß unter Reiz eigentlich alle drei Erscheinungen des Prozesses verstanden werden können, welcher das organische Leben kennzeichnet; 1. die äußere Veränderung, welche die organische Reaktion hervorruft; 2. der Vorgang der Reizung oder der geheimnißvolle Uebergang von der äußeren Veränderung zu der inneren Empfindung; aber auch 3. die Empfindung selbst, was dazu geführt hat, daß man für die Reize, die das erste Stadium bezeichnen sollen, den Ausdruck Reizmittel pleonastisch erfinden mußte. Doch haben sich die Psychologen schweigend geeinigt, gerade diese Reizmittel eindeutig Reize zu benennen und das Leben als eine Reaktion auf Reize von der toten Natur zu unterscheiden, die nur Wirkungen von Ursachen kennt.

Ich behaupte nun, daß diese Erklärung des Lebens ein Schulbeispiel für die Cirkelerklärung genannt zu werden verdiente; eine Cirkeldefinition, wenn die Erklärung eine Definition sein wollte. Es scheint mir wichtig, den versteckten Cirkel aufzuzeigen.

Wenn wir nämlich keine Rücksicht nehmen auf die sogenannten physiologischen Reize (auf die peripheren wie die centralen), von deren Bedingungen wir wenig wissen, die aber doch wahrscheinlich auch wieder auf chemische Aenderungen in den Organen zurückgehen, so sind uns alle Reize anderswoher als mechanische, chemische, elektrische Bewegungen bekannt, als Bewegungen eines Stoffes oder als Aetherbewegungen. Alle diese Reize gehören also der toten Natur an und haben an sich mit dem Leben nichts zu schaffen. Wenn Schallwellen von einer Felswand reflektiren, Lichtwellen von einem Spiegel, wenn Natrium das Wasser zersetzt, wenn ein elektrischer Strom das Selbe thut, so sprechen wir nicht von Reizwirkungen; wir sprechen von Reizwirkungen erst dann, wenn unsere Organe auf Schallwellen durch Gehörempfindungen, auf Lichtwellen durch Lichtempfindungen reagiren, wenn die größere oder geringere Menge des entbundenen Sauerstoffes unsere Athmungorgane beeinflußt. Was wir Reize nennen, sind Vorgänge der sogenannten toten Natur, die erst dadurch zu Reizen werden, daß die Reizbarkeit eines Organismus spezifisch antwortet. Ich will gar nicht so weit gehen, daran zu erinnern, daß vom Standpunkte des erkenntnißtheoretischen Idealismus nur die Antworten der menschlichen Organe gewiß sind, daß die äußeren Reize erst aus menschlichen Empfindungen erschlossen werden; ich will nicht darauf eingehen, weil dieser erkenntnißtheoretische Idealismus, wenn konsequent durchgeführt, mit einem konsequenten Sensualismus beinahe übereinstimmt. Ich will auch den Grenzfall

nicht wieder bemühen, das Wachsen der Kristalle; obgleich es sehr nah läge, das Wachsen des Kristalls in seiner Mutterlauge, wobei er doch eine Nahrungwahl vollzieht und auch Ausbesserung seiner Wunden vornimmt, den Reizwirkungen von Organismen gleichzusetzen. Mir kommt es hier nur darauf an, den Cirkel aufzuzeigen: man erklärt das Wesen des Lebens durch Reizwirkungen und kann das Wesen der Reize einzig und allein durch eine Eigenschaft der Lebewesen erklären, durch ihre sogenannte Reizbarkeit.

Auf eine solche Tautologie aber laufen alle Definitionen des Lebens hinaus, welche im Kampf um den Vitalismus seit Jahrhunderten von Aerzten und von Philosophen versucht worden sind. Das Leben ist ein Problem für sich und kann, so verlockend es wäre, auf andere Probleme nicht zurückgeführt werden. Ich vermuthe, daß ich mich gerade durch diese Skepsis prinzipiell zu der Lehre des Vitalismus bekenne; nur darf man unter Vitalismus nicht den ältern Animismus verstehen; nur darf man, weil das Leben als ein Problem für sich erkannt worden ist, nicht jede Lebenserscheinung durch besondere Lebensgeister oder Seelen, durch einen Archeus (Paracelsus) oder Blas (van Helmont) erklären wollen. Dieser ältere Vitalismus, wie er eigentlich auch von dem einst so einflußreichen Stahl (1660 bis 1734) gelehrt worden ist, war so dumm nicht, wie seine veraltete Sprache scheinen läßt; auch die zur Erklärung der Lebenserscheinungen erfundene Lebenskraft war so dumm nicht, wie die heutigen Physiologen glauben. Wir müssen nur an einem einzigen Punkt eine Korrektur üben, an einem Punkt aber, den die heutigen Forscher gar nicht zu bemerken pflegen. Wir müssen auch in diesem Zusammenhang den Begriff der Ursache revidiren. Der alte Vitalismus war eine Art von Animismus, wie gesagt. Wie die Psychologie bis auf die letzten Jahre den Fehler machte, in dem Scheinbegriff der Seele eine Ursache der psychischen Erscheinungen zu suchen, statt etwa nur die Summe aller psychischen Erscheinungen unter dem Wort Seele zu begreifen, genau so erfand man die Lebenskraft als eine vermeintliche Ursache der Lebenserscheinungen, statt zu sagen: Das Leben in allen seinen Erscheinungen ist ein Problem für sich, das Leben ist eine besondere Kraft neben anderen Kräften, die wir nicht mehr Ursachen, sondern Summenworte nennen wollen.

Einer der letzten bedeutenden und bewußten Vitalisten war noch um die Jahrhundertwende von 1800 der geniale Physiologe und Anatom Bichat, der mit der Schule von Montpellier und gegen die überall siegreichen Materialisten einen fundamentalen Gegensatz zwischen vitalen Eigenschaften und par excellence phy-

sischen Eigenschaften behauptete. Er sah im Leben nur den Kampf der vitalen Eigenschaften gegen die physischen; wenn die letzten triumphiren, so sage man, daß der Tod eingetreten sei. Und so definirt er das Leben: „La vie est l'ensemble des fonctions qui résistent à la mort." Ich brauche wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß auch hier eine schlimme Cirkelerklärung vorliegt; der Tod, die Negation des Lebens, wird zu einem bewirkenden Faktor gemacht; von den beiden Korrelatbegriffen Tod und Leben wird jeweilig der eine zur Erklärung des anderen benutzt.

In neuerer Zeit hat ein anderer französischer Physiologe, der kühne Claude Bernard, der auf seinem Gebiet sogar sprachkritische Regungen hatte, an Bichat angeknüpft, ist aber zu einem entgegengesetzten Standpunkt und zu einer entgegengesetzten Definition gelangt. „La vie, c'est la mort, la déstruction des tissus, ou bien nous dirions avec Buffon: La vie est un minotaure, elle dévore l'organisme." Bernard weiß aber ganz genau, daß er keine Definition geboten hat; es gebe Begriffe, die man ohne Definition verstehe, die uns eher Vorstellungen als Einsichten vermitteln. So kommt Bernard in seinem Kampf gegen die Lebenskraft zu einer Ausdrucksweise, aus welcher die deutschen Streiter für und gegen den Vitalismus leider nichts gelernt haben. Er sagt: Die chemischen Verbindungen bei der Organisation und der Nahrungaufnahme äußern sich so, als ob die chemischen Kräfte durch eine höhere treibende Kraft beherrscht würden. Wieder begegnen wir dem bescheidenen Worte der Resignation, dem Wort „als ob".

Auch in Deutschland war der bedeutendste Physiologe des neunzehnten Jahrhunderts, Johannes Müller, bis zu seinem Ende ein überzeugter Vitalist gewesen. Auf seinen Schultern standen die Männer, welche zuerst das Schema der Zelle und dann die wirkliche Zelle entdeckten, welche in dem Rauschzustande, der jeder Entdeckung zu folgen pflegt, nun ganz gewiß alle Räthsel des Lebens gelöst zu haben glaubten und eifrig den Vitalismus sammt der Lebenskraft aus ihrer Vorstellungwelt oder doch aus ihrem Wörterbuch hinauswarfen, als mystische oder metaphysische Begriffe. Schwann und Virchow glaubten, dem Vitalismus und der Lebenskraft das Zügenglöcklein geläutet zu haben; Du Bois-Reymond folgt mit der Grandezza Eines, der vorausgeht. Aber wenige Jahre nach Bernards Tod erhob in Deutschland ein moderner Vitalismus wieder sein Haupt, leider unter dem verschämten Namen Neo-Vitalismus. Außer Rindfleisch, dem Lehrer der Pathologischen Anatomie, trat besonders Bunge, der Meister der Physiologischen Chemie, für die alte bescheidene Lehre ein, daß das Lebensproblem

durch die mechanistische Weltanschauung nicht erklärt werde. Bunge berief sich schon auf die erkenntnißtheoretische Thatsache, daß wir Sinnesorgane nur für die Außenwelt haben und nicht für die Innenwelt, daß wir darum in der Innenwelt nichts wahrnehmen können, als was wir in der Außenwelt erfahren haben; er hätte auch sagen können: Unsere wissenschaftliche Sprache ist nur nach der Außenwelt orientirt und kann uns darum in der Innenwelt nicht orientiren. Du Bois-Reymond bekämpfte diesen Neo-Vitalismus in seiner Weise; er gestand zu, daß er mit so tiefen Sätzen wie denen von Bunge einen Sinn nicht verbinden könnte, und berief sich darauf, daß Bunge nicht den Lehrauftrag für Physiologie besitze, also über das Lebensproblem nicht mitzusprechen hat; sonst begnügte sich Du Bois-Reymond mit schön geformten Plattheiten, welche mich an die schlichtere Plattheit erinnern, die ich gar in einem Vortrag Virchows aus dem Jahr 1858 („Ueber die mechanische Auffassung des Lebens") fand: „Will man sich nicht in unklare und willkürliche Träumereien vertiefen, so muß man den Begriff des Lebens allein an die lebendigen Wesen knüpfen."

Es wäre natürlich ungerecht, wollte man den großen Aerzten und dem Monumental-Journalisten Du Bois nicht mildernde Umstände zuerkennen; sie fühlten sich als Nachkömmlinge der Befreier vom kirchlichen Dogmatismus, der namentlich auch eine vorurteillose Physiologie nicht aufkommen lassen wollte. Die mechanistische Weltanschauung war ihnen Glaubenssache; im Neo-Vitalismus witterten sie Metaphysik, Mystik, Reaktion, Reaktion in politischem Sinne. Die Aussichtlosigkeit des Kampfes gegen den Vitalismus, also gegen die Lehre, daß das Leben ein Problem für sich sei, möchte ich noch durch eine verwegene Phantasie anschaulich machen.

Daß die mechanischen und chemischen Kräfte allein nicht Ursachen der Lebenserscheinungen sein können: Das dürfte, nachdem der Materialismus nicht mehr dogmatische Glaubenssache ist, jetzt allgemein zugegeben werden; die Frage war sprachlich und logisch falsch gestellt worden. Eine Möglichkeit aber scheint der Zukunft noch aufgespart. Vielleicht besteht der thierische Körper nicht nur aus vierzehn oder sonst einer Zahl der bekannten Elemente; vielleicht setzt er sich außer aus diesen wohlbekannten Elementen auch noch aus bisher unbekannten vitalen, also lebenartig auf Reize wirkenden Elementen zusammen. Die letzten Jahre haben so viele Ueberraschungen gebracht, haben so viele den Sinnen fast unwahrscheinliche Elemente entdecken lassen, daß solcher Gedanke wohl denkbar wäre. Dann würden die Materialisten sicherlich trium-

phiren und das Leben aus dem Vorkommen von „lebenerzeugenden" Stoffen erklären. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß das Problem dann nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben wäre. Die Wissenschaft stünde vor der alten Aufgabe, auszusprechen, wodurch sich die neuen Lebenselemente von den lieben alten Elementen unterscheiden.

... Wir haben bisher nach dem Sinn des Wortes „Leben" gefragt, nach der Bedeutung eines Grundbegriffes der wissenschaftlichen Biologie; eine der Philosophie würdigere Aufgabe wird es scheinen, in ganz anderer Weise nach dem Sinn des Lebens zu fragen. Die Mode, solche Fragen an das Schicksal zu stellen, kehrt ja immer wieder; vor hundert Jahren lautete der Titel solcher Bücher „Bestimmung des Menschen"; heute lautet er „Sinn und Werth des Lebens."

Ich schicke einige Worte voraus über Wortgeschichte und Sinn der gebrauchten Ausdrücke. Sinn, doch wohl gewiß aus dem lateinischen sensus entlehnt, trotzdem das Deutsche Wörterbuch und Hermann Paul die Entlehnung leugnen, besaß schon im alten Sprachgebrauch die Nuance Bedeutung; man suchte den Sinn eines Wortes, eines Satzes, eines Gesetzes festzustellen, verstand also unter Sinn den geistigen Inhalt einer sprachlichen Form; wie schon die Lateiner den sensus dem sonus nominis gegenübergestellt hatten. So entspricht es uraltem Sprachgebrauch, nach dem Sinn des Wortes Leben zu fragen. Ein Wort hat keinen Werth, wenn man nicht einen bestimmten Sinn mit ihm verbindet. Wenn nun beneidenswerthe Moralisten über den Sinn des Lebens philosophiren, so legen sie dem Wort Sinn ahnungslos eine andere Bedeutung unter, die freilich nicht ganz neu ist, aber dennoch in solchem Zusammenhang nicht genau zu erklären; etwa: Absicht, Tendenz, Zweck. Man braucht die Titel solcher Bücher nur in vollständige Fragen aufzulösen, um die kindliche Unbescheidenheit der Fragen zu bemerken: Welche Absicht hatte Gott dabei, als er die Lebewesen erschuf? Welchen Zweck oder welchen Werth hat das Leben für das Individuum oder für die Menschheit?

Man achte darauf, daß in solchen Büchertiteln auch das Wort „Leben" in einem anderen Sinn genommen wird, als wir es bisher untersucht haben. Die alte Unklarheit der beiden griechischen Synonyme meldet sich wieder. Wir haben bisher von der ζωή gesprochen; wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kümmert sich nicht mehr um das Zoologische im Menschen, sondern gewissermaßen um das Biographische. Welchen Werth hat die Reihenfolge meiner Erlebnisse für mich oder für die Welt, mein βίος, meine erlebte Biographie? Man hat vielleicht noch gar nicht be-

merkt, auf welch einem anthroprocentrischen Standpunkt solche Fragen stehen. Die Thiere, die Pflanzen können nach dem Zweck ihres Daseins, nach dem Sinn ihres Lebens nicht fragen, weil sie keine fragende Sprache besitzen. Aber auch der Mensch, das fragende Thier, fragt ja nicht nach dem Sinn des Thierlebens, nicht nach dem Sinn des Pflanzenlebens. Nur nach dem Sinn des Menschenlebens fragt er, wie er von je her nach den Zwecken gefragt hat, die Thiere und Pflanzen für ihn haben könnten. Erst seit der anthropocentrische Standpunkt im Prinzip wenigstens fallen gelassen worden ist, handelt es sich in der Biologie, die seitdem erst möglich wurde, nicht mehr um Zwecke für den Menschen, sondern um Zwecke der Organe für die Lebewesen selbst. Auf diesem Weg ist dann Darwin zu seiner gewaltigen Hypothese gelangt, die auch die außermenschliche Zweckmäßigkeit der Organe aus der Evolution erklärte, aus Anpassung und Vererbung als aus vermeintlich zureichenden Gründen: aus natürlichen Ursachen. Der Begriff Zweckmäßigkeit erhielt durch diese Lehre eine neue Bedeutung. Nur die Organe waren zweckmäßig, aber nicht im Sinn eines Nutzens für den Menschen, auch nicht in dem Sinn, daß ein menschenähnlicher Schöpfer die Zwecke gesetzt hätte, sondern so, daß die Organe durch Evolution zweckmäßig, also nützlich oder werthvoll oder unentbehrlich geworden waren für die Besitzer der Organe, die Individuen, oder vielmehr für die Arten dieser Individuen. Es wäre verkehrt gewesen, in diesem Sinn nach dem Zwecke der Thier- und Pflanzenindividuen selbst zu fragen.

Ueber den Sinn des Lebens zu streiten, über den Werth des menschlichen Daseins, überlasse ich gern den Optimisten und Pessimisten, die ja entweder die Absichten Gottes besser kennen als ich oder in der Lage sind, zwischen den Werthen des Seins und des Nichtseins nationalökonomische Vergleiche anzustellen. Die lebendigen Menschen lassen sich gern Etwas über den Sinn des Lebens erzählen; die Kinder, sie hören es gerne.

Wollte ich mich aber für eine Weile auf den Standpunkt des Darwinismus stellen, so könnte ich doch einige Richtlinien geben, um etwas Ernsthaftes über den Zweck des Lebens, Das heißt: über den Zweck der Lebensentwickelung, für (ja, wofür?) . . . zu sagen. Ich meine, der Sinn oder der Zweck des Lebens scheint der zu sein, daß das Gedächtniß, welches in der unorganischen Welt so leicht gestört werden kann, sich in den Organismen zu einer viel stabileren Formenergie koncentriren könne. Drei Stufen des koncentrirten Gedächtnisses wären da zu beobachten. Die lebendigen Formen selbst sind Produkte eines Keimgedächtnisses, welches sich dann in den Thieren und im Menschen besondere Nervenorgane

für ein noch höher potenzirtes Gedächtniß bildet. Diese Lebensformen haben das treueste Gedächtniß für die Vergangenheit.

Die Sinnesorgane der Thiere und Menschen haben ein Gedächtniß für die Gegenwart, das die unorganische Welt nicht kennt; sie merken und ordnen durch unverständlich komplizirte Apparate die Schwingungen der Außenwelt zu Ton- und Lichtempfindungen und stellen so, durch die Lebensformen, eine Beziehung zur Umwelt her, die wir das Bewußtsein nennen. Auf die Zukunft gar weist das Gedächtniß für Empfindungen und Erfahrungen hin, wofür wir die Bezeichnung Denken haben.

So hätte ich mit einer kleinen Konstruktion den Sinn oder den Zweck der organischen Welt gedeutet und hätte zugleich die drei Räthsel, über deren Schwierigkeit Du Bois-Reymond und Strauß stritten, auf das eine tiefe Räthsel des Gedächtnisses zurückgeführt. Leben, Empfinden und Denken erscheinen so, als die drei Entwickelungstufen, die Reihenfolge, in der die Natur durch Organe des Gedächtnisses Geschöpfe hervorbringt, die in den Formen stabiler sind als das Unorganische, die für die Aufgabe der Selbsterhaltung besser und immer besser eingerichtet sind. Das Leben setzt sich selbst durch Vererbung gleicher Eigenschaften und Formen in einer Art von Unsterblichkeit fort und überwindet die Vergangenheit durch das Formgedächtnis des Keims. Die Organe der Empfindung machen das Individuum, dessen Leben sich bis zu diesen Organen entwickelt hat, zum Herrn der Gegenwart, da es jetzt erst (was der lebenden Pflanze und den sogenannten niederen Thieren noch nicht möglich war) die Umwelt deuten, in die subjektive Bildersprache der Empfindung übersetzen, Nahrung erjagen, Schädlichkeiten fliehen kann; wobei das so weit entwickelte Thierindividuum durch Vererbung der geschärften Sinnesqualitäten noch mehr als durch Vererbung der Formen von der Vergangenheit lebt. Das Organ des Denkens endlich häuft zu dem Schatz der ererbten Formen und Sinne (oder Erfahrungmöglichkeiten) auch noch die Erfahrungen selbst, aller subjektiv interessanten, schließlich auch der objektiv (wissenschaftlich) interessanten Erfahrungen und vermag so, der Vergangenheit bewußt, der Gegenwart noch besser angepaßt, sogar Einiges für die Zukunft vorzukehren. Wie das Leben aus dem Keim, so erwachsen aus dem Leben die Empfindung und das Denken.

Ich habe diese Entwickelungsgeschichte des Denkens eben eine Konstruktion genannt, eine kleine, und mit diesem Wort gesagt, was sich gegen solche Begriffsarchitektur sagen läßt. Ich habe mich absichtlich so überaus kurz gefaßt; mein Versuch hat nur geringen Werth, wenn nicht ein Physiologe der Zukunft, ein Newton der

Lebenserscheinungen, Kants ersehnter Newton des Grashalms, durch Versuche verifiziren kann, was ich für die ungefähre Wahrheit halte. Und ich habe das Lebensproblem nicht gelöst, es nur durch Zurückführung von Leben, Empfinden und Denken auf das Gedächtniß zurückgeschoben, bis zu der Zeit, da Jemand das Räthsel des Gedächtnisses zu lösen vermag.

Trotz solcher Resignation möchte ich behaupten, daß beide Begriffe, Leben und Gedächtniß, durch diese Konfrontation an Klarheit Etwas gewonnen haben. Das Leben ist, wie gesagt, durch das Prinzip der Aktivität von der unorganischen Welt unterschieden worden; wir aber haben längst gelernt, daß das Gedächtniß aktiv sei, immer eine Thätigkeit, nichts außer und neben dieser Thätigkeit. Wir haben gelernt, daß auch das Vergessen keine Negation sei, vielmehr eine andere und sehr wichtige Thätigkeit, daß das Verwechseln von Gleichheit und Aehnlichkeit, also das Vergessen der genauen Züge einer Vorstellung, eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses sei; darum besteht eine nahe Analogie zwischen der Arbeit des unbewußten Formgedächtnisses der Zellen, das nicht gleiche, sondern ähnliche Gestalten einer Art macht, und der Arbeit des Gehirngedächtnisses, das nicht aus gleichen, sondern aus ähnlichen Vorstellungen Begriffe bildet. So könnte man verführt werden, den Analogieschluß zu ziehen, daß auch das räthselvolle Gedächtniß eine Art der Formenergie sei oder genannt werden könne, wie das Leben.

Aber ich kehre zu meiner Resignation zurück. Ich habe mich für eine Weile, wie ausgemacht wurde, auf den Standpunkt des Darwinismus gestellt und alle Bedenken vergessen, um diese Begriffsarchitektur aufbauen zu können. Ich fürchte aber, daß die verschiedenen Thätigkeiten des Lebens und des Gedächtnisses in der uns unbekannten Wirklichkeit der sprachlich ausgedrückten Analogie nicht völlig entsprechen; wahrscheinlich arbeitet das Gehirngedächtniß etwas anders als das unbewußte Gedächtniß der Organismen; wahrscheinlich arbeitet das Gedächtniß der Organismen wieder etwas anders als das Gedächtniß der sogenannten toten Natur, das wir dann so falsch wie möglich das Gesetz der Trägheit nennen. Und ich wüßte nicht zu sagen, ob eine Ausdehnung des Trägheitbegriffes auf das Gehirngedächtniß richtiger wäre oder die hier versuchte Ausdehnung des Gedächtnißbegriffes auf die Empfindung, das Leben und auf das Gesetz der Trägheit. Amica critice linguae, sed magis amica veritas, lieb ist mir die Kritik der Sprache, noch lieber die Wahrheit, die wir freilich so wenig kennen wie irgendeine andere Freundin.

Meersburg. Fritz Mauthner.

Die Bankenbibel.

Vor fünf Jahren veröffentlichte der Geheime Justizrath Professor Dr. Jakob Rießer eine Sammlung von Vorträgen unter dem Titel „Zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Großbanken mit besonderer Rücksicht auf die Konzentrationbestrebungen“. Ein Jahr danach wurde der 280 Seiten starke Band neu aufgelegt, in etwas erweiterter Form. Jetzt hat er 700 Seiten, in Lexikonformat, und imponirt schon durch seine Dicke. Ein Denker unter den Wissenden der Finanz zog die letzten Konsequenzen aus seinen Erlebnissen, filtrirte sie und legt sie nun der staunenden Mitwelt vor. Frage: „Kann ein Professor einen Bankmann lehren?“ Antwort: „Ja, wenn der Bankmann ein Professor ist.“ Die Bankleute werden die ihnen in Schüsseln gebotene Schlagsahne gern schlucken. Mich, der zu den Armsäligsten im Geist gehört, zwingt Opus 3 des verehrten Hansabund-Präsidenten, nach höflicher Verbeugung vor seinem Fleiß, zu einigen Randbemerkungen.

Leicht ists nicht, die Naturgeschichte der deutschen Großbanken, im Zusammenhang mit der Entwickelung der Gesammtwirthschaft in Deutschland, zu schreiben. Herr Jakob Rießer ist kein gewöhnlicher Mensch, ist ein Mann von Verdiensten; aber er konnte sich neben Bernhard Dernburg, dem Robusten, nicht behaupten. Das spricht gegen ihn. Denn da unterlag nicht der Professor, sondern der Bankdirektor Rießer. Tempi passati. Heute haben wirs mit dem Ordentlichen Professor an der Universität Berlin zu thun, der ein „grundlegendes“ Werk veröffentlicht hat. Ein Lebenswerk. Das Fazit aus Erfahrung und Studium vieler Jahre. Dennoch fehlt ihm ein Wichtiges: die abgeklärte Ruhe. Der Sehende und Wissende, der über dem Stoff steht, scheut kleinliche Polemik. Er sieht den höheren Willen über den Ereignissen des Tages und schildert dessen Wirken. Herr Rießer tummelt sich wacker auf ebener Erde; schwingt seine Keule und läßt sie schmetternd auf den Schädel des schreibenden Bankbeamten a. D. niedersausen; hell tönt seine eifernde und scheltende Stimme. Ein Prophet oder ein Magister? Der wohlerzogene Kulturmensch sieht Prügelszenen ungern zu; und Geheimrath Rießer schwingt die Ruthe gar zu lange. Was kümmerts den Leser, wie ein ganz Anderer, der weder Geheimrath noch Professor ist, über Banken und Bankdirektoren denkt? Er will die Weisheit des Herrn Rießer haben; die hat er mit sechzehn Mark (ohne Einband) bezahlt. Alles Andere ist ihm in diesem großen Augenblick gleichgiltig.

Wie stehts um die Großbanken? Zunächst: es giebt ihrer nur noch sechs; trotzdem keine zusammengebrochen ist. Nationalbank und Kommerzbank leben noch. In der zweiten Auflage trugen sie auch noch den stolzen Titel „Großbanken“; nun aber sind sie zu gewöhnlichen Banken degradirt worden, weil einzelne Provinznickel ihnen über den Kopf wuchsen. Hinter der Berliner Handelsgesellschaft hört fortan die Größe auf. Die dritte Auflage bringt eingehende Charakteristiken der sechs wirklichen Großbanken. Ein interessantes Schauspiel: zu sehen,

wie ein ehemaliger Kollege über die „Anderen“ urtheilt. Ueber die Deutsche Bank hören wir: Ihre Leitung zeichnete sich „von Anfang an dadurch aus, daß sie mit klarem Blick die Forderungen nicht nur des Tages, sondern auch einer weiteren Zukunft vorausgesehen und ihnen im Voraus durch geeignete Maßnahmen Rechnung getragen hat. Daher zeigt denn auch die Bank das Bild eines sicheren, ruhigen und stetigen Fortschrittes“. Die Diskontogesellschaft darf mit Recht von sich sagen, daß „das geringe Verhältniß der Mißerfolge zu der Fülle der Unternehmungen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein rühmliches Zeugniß für die solide Behandlung der Finanzgeschäfte in dieser Periode bleiben wird“. Geheimrath Rießer nennt dieses den deutschen Banken in der Jubiläumschrift der Diskontogesellschaft gespendete Lob „durchaus berechtigt“ und sagt, die Bank des Herrn Schöller dürfe davon „einen guten Theil für sich selbst beanspruchen“. Einen Theil; denn Dortmunder Union, Bochumer Bergwerk, der selige Popp und die Venezuelabahn sind immerhin dunkle Punkte. Die Dresdener Bank hat „in Folge der besonderen Rührigkeit und Gewandtheit ihrer Leitung überaus rasch verstanden, sich sowohl unter den Großbanken wie in weiten Kreisen des Publikums eine feste und besondere Stellung zu verschaffen“. Worin die Besonderheit besteht, wird nicht verrathen. Ist auch nicht nöthig, da mans weiß. Daß Rießer die Darmstädter Bank liebt, ist nicht mehr als billig. Wer möchte sein eigenes Nest beschmutzen? Aber der Groll über manche Enttäuschung läßt sich nicht ganz zurückdrängen. „Die Darmstädter Bank hat sowohl in der ersten wie in der zweiten Epoche (hier nur mit geringen Ausnahmen) sich besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie sowohl ihre Liquidität wie das Prinzip der Risikovertheilung auf das Sorgfältigste wahrte und mitunter lieber auf Geschäfte verzichtete, wenn daraus eine Gefahr für ihre Liquidität entstehen konnte.“ Beim Schaaffhausenschen Bankverein wird die Scheidung von der Dresdener Bank nur kurz erwähnt. In der zweiten Auflage des Werkes war die Gemeinschaft als eine „glückliche Ergänzung des gegenseitigen Geschäftsbetriebes“ gepriesen worden. Daß diese „glückliche Ergänzung“ vor der dritten Auflage zu einer unerträglichen Reibung führte, war ein unangenehmer Zufall. Im Uebrigen hat der Bankverein „einen sehr bedeutenden Einfluß auf die deutsche Industrie genommen und, gleichsam als spezielles Fachinstitut auf diesem Gebiet, auch eine einflußreiche Sonderstellung unter den deutschen Großbanken erworben“. Karl Fürstenberg erscheint in der Glorie. „Die hervorragende Stellung, die sich die Berliner Handelsgesellschaft unter den berliner Großbanken errungen hat, beweist schlagend die Richtigkeit der alten Erfahrung, daß für das Schicksal von Banken, eben so wie für sonstige kaufmännische und industrielle Unternehmungen, in erster Linie die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die Energie und der weite Blick ihrer Leiter entscheidend ist.“ Sechs Musterschüler, die dem lieben Lehrer Freude machen. Vielleicht erfährt man gelegentlich, wer zum primus omnium bestimmt wurde. Aber

waren solche Censuren nöthig? Gehören sie in ein Buch, das mit großen Ansprüchen vor den Leser tritt? Aehnliches liest man ja an jedem Wochenschluß. Und für „objektiv" hielt man diesen Autor stets.

Herr Rießer spricht auch sehr wohlwollend über die Einzelgeschäfte der Banken. Er nimmt die Depositenkassen gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie die Kundschaft zur Börsenspekulation verlocken. So aufdringlich und plump wie die Animirbankiers arbeiten die Depositenkassen natürlich nicht. Aber ihre Beziehungen zur Kundschaft sind doch nicht ganz harmlos. Geheimrath Rießer selbst sagt: Die Banken rechneten damit, daß „ihre Depositeneinleger insbesondere bei ihren Kapitalanlagen, also im börsenmäßigen Kommissionsgeschäft, sich an sie wenden würden. Diese Rechnung hat sich auch in der Regel als eben so richtig erwiesen wie die weitere Erwartung, daß die Kunden der Depositenkassen nach und nach auch im Emissionsgeschäft der Centralen zu dauernden, in ihrer Vermögenslage und Solvenz genau bekannten, also zuverlässigen Abnehmern der von den Banken emittirten Effekten werden würden." Wozu dann erst die Abwehr des Animirverdachtes? Bei der „Gewinnung" solventer und zuverlässiger Abnehmer der im Eigenbau hervorgebrachten Effekten wirds wohl ohne freundliches Zureden nicht immer zugehen. Die Banken brauchen sich ihrer Sitten nicht zu schämen, sondern können, ohne Scheu, sagen: „Wir nehmen, wo wir Etwas kriegen können; denn wir sind aufs Geldverdienen angewiesen." Nur, um Gottes willen, kein Pathos!

Vom Depositengeschäft hält Rießer viel; er meint, daß die „Stetigkeit der Dividende mit der Zunahme des Depositengeschäftes wächst, obwohl auch dieses von der Zunahme des Kontokorrentgeschäftes beeinflußt wird. Die Höhe der Dividende pflegt mit der Ausdehnung des Laufenden Geschäftes und speziell des Kontokorrentgeschäftes zu wachsen". (Leider läßt der Stil des Buches die Volubilität vermissen, die an dem Autor sonst zu bewundern ist. Blumige Phrasen sind von Uebel; aber die deutsche Sprache ist reich genug, um einige Abwechselung zu ermöglichen.) Das Ergebniß des Bankenjahres 1909 giebt dem Herrn Geheimrath nicht Recht; die Dividenden wären ohne Effektengeschäft und Börsenspekulation weder stetig geblieben noch gar höher gestiegen. Ueber die Technik des Emissionsgeschäftes steht geschrieben: „Eine rein willkürliche Bestimmung des Emissionpreises ist fast niemals denkbar; vielmehr sind die Grenzen, innerhalb deren überhaupt eine freie Bestimmung des Emissionpreises erfolgen kann, recht eng gezogen." Aber, Herr Geheimrath, wie konnten Sie Solches von sich geben! Man stelle sich vor, wie ein Emissionpreis entsteht. Ist die Gesellschaft neu, so hat sie ein Probejahr durchzumachen, bevor ihr erlaubt ist, an die Entscheidung der Zulassungstelle zu appelliren. Den besten Befähigungnachweis erbringt natürlich eine anständige Dividende; das „Freiwilligenjahr" muß so sein, daß es sich sehen lassen kann. Wo es nicht von selbst geht, wird nachgeholfen (Schulbeispiel: Metallindustrie Schönebeck A. G.). Dann wird der Emissionpreis ge-

macht; ist da eine „willkürliche Bestimmung des Emissionkurses fast niemals denkbar“? Sind dem Herrn Geheimrath die (nicht seltenen) Fälle unbekannt, in denen der Zeichnungpreis für ein neues Papier mit Absicht niedrig angesetzt wird, damit bei der Einführung an die Börse ein möglichst hoher „erster Kurs“ zu erzielen sei? Oder (bei Geschäften ohne öffentliche Zeichnung) Fälle, wo die Voranmeldungen auf das neue „Stück“ die Emissionfirma „überrascht“ und ihr eine genügende Vorbereitung auf den ersten Käuferanprall an der Börse unmöglich gemacht haben? Dann steigt der „erste Kurs“ oft so hoch, daß er gestrichen werden muß. Das ist natürlich nur Zufall; von Willkür keine Spur. Auch die Prospekte bergen natürlich nur lautere Wahrheit. „Die zum Zweck der Emissionen veröffentlichten Prospekte haben fast durchweg, entsprechend den gesetzlichen Vorschriften, die für die Beurtheilung des inneren Werthes der emittirten Papiere entscheidenden Angaben enthalten. Auch haben sie von jeder unwürdigen Reklame Abstand genommen, die übrigens auch die Zulassungstellen nicht durchgehen lassen würden.“ Daß die Keuschheit und Wahrheit der Prospekte hier als eine Thatsache hingestellt wird, die einfach zu glauben ist, wirkt verblüffend. Wie entstanden aber die Regreßprozesse, die gegen Emissionhäuser angestrengt wurden, weil der Prospekt die Zeichner getäuscht hatte? Im Angesicht solcher Thatsachen sollte man nicht behaupten: „Die Prospekte haben nur die reine Wahrheit gesagt, nichts hinzugefügt und nichts verschwiegen.“

Geheimrath Rießer kennt den Werth der „Persönlichkeit“. „Mit dem Wachsthum der Unternehmungen und dem Untergang so vieler bedeutenden Privatbankgeschäfte wird es immer schwerer werden, Persönlichkeiten zu finden, die den für solche Stellungen nothwendigen weiten Blick, starke Initiative und Energie und jene organisatorische Befähigung besitzen, der Deutschlands große Unternehmungen im Handel, in der Industrie und im Bankwesen so überaus viel verdanken.“ Das ist eine laudatio actorum, die uns den Blick in die Zukunft durch Thränen der Sorge verschleiert. Weh den Banken, wenn es nicht mehr gelingt, starke Persönlichkeiten zu finden! Doch der Herr Geheimrath giebts auch billiger. Auf Seite 589 sind die Ansprüche schon wesentlich bescheidener als auf Seite 581. Nämlich: „Vor Allem aber wird die Zukunft des deutschen Bankwesens von der Frage abhängen, ob auch in der Folge an der Spitze unserer großen Banken, wie Dies bisher in der Regel der Fall war, vorsichtige Leiter stehen werden, die ganz genau wissen, daß man den Bogen nicht überspannen darf und daß man nicht ohne Gefahr lange mit überhitzten Kesseln fahren kann.“ Das klingt doch nicht mehr so gefährlich. Vorsichtige Leute wirds immer geben. Genies brauchens ja nicht zu sein... Etwas mehr Ruhe und Nüchternheit im Urtheil hätte dem Buch genützt. Immerhin ists lesenswerth. Und wer Freude an der Statistik hat, kommt auf seine Rechnung. Denn an Fleiß hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Ladon.

Zwei Briefe.

Am dritten September 1910 hat Herr Dr. Jakob Fromer hier erzählt, wie er von Genossen seines Glaubens verdächtigt und an der Ausführung seines Planes, endlich für Deutschland eine den Geboten der Textkritik genügende Talmudausgabe zu schaffen, gehindert werde. Man verschrie ihn als einen Ignoranten, der ein so gewaltiges Unternehmen nicht wagen dürfe. Jetzt haben die Professoren Dr. Theodor Nöldeke und Dr. Friedrich Delitzsch ihm Briefe geschrieben und ihn ermächtigt, sie in der „Zukunft" zu veröffentlichen. Hier sind sie:

Straßburg i. E., 6. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, es thut mir sehr leid, daß sich die gute Aussicht auf kräftige Unterstützung Ihres wissenschaftlichen Unternehmens, die sich Ihnen vor einiger Zeit bot, nicht verwirklicht hat. Immerhin hoffe ich, daß sich noch wohlhabende Männer finden werden, die aus Interesse für die Wissenschaft Ihnen zu Hilfe kommen. Es wäre doch jammerschade, wenn Sie Ihr Werk nicht veröffentlichen könnten, weil „die Mittel" fehlten, und der Wissenschaft so die Ergebnisse Ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Arbeit entgehen müßten. Ich denke aber, wie gesagt, immer noch, daß Sie schließlich wohlwollende Förderer finden und Ihren Plan ausführen werden, und meine, daß ich vielleicht noch selbst, wenn auch nicht die Vollendung (Das wäre bei meinen Jahren zu viel verlangt), so doch wenigstens den Anfang Ihres Talmudwerkes erleben werde. Mit bestem Gruß Ihr ergebener

Th. Nöldeke.

Halensee-Berlin, 12. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, ich schließe mich den von dem Meister der semitischen Philologie in seinem Schreiben vom Sechsten dieses Monats kundgegebenen Hoffnungen und Wünschen vollkommen an. Möchte die Verunglimpfung eines ernsten Forschers, der ja doch nur in charaktervoller Weise ausgesprochen, wozu seine Ueberzeugung ihn trieb, nun ein Ende haben! Und möchten alle Freunde des jüdischen Schriftthums dazu beitragen, daß das von Ihnen begonnene große Talmudwerk, das großen Nutzen zu bringen verheißt, mit voller Arbeitkraft und ohne Unterbrechung von Ihnen fortgesetzt und stetig seiner Vollendung entgegengeführt werden könne! Besten Gruß

Delitzsch.

Der von Deutschlands ersten Orientalisten als ernster, für das schwere Werk gerüsteter Forscher Anerkannte braucht sich um das Geschrei des Hasses nun nicht mehr zu bekümmern. Ich glaube auch, daß sich ihm für eine Arbeit, der Gelehrte vom Ansehen Nöldekes und Delitzschs solche Hoffnung entgegenbringen, ein leistungfähiger Verleger anbieten wird. Täuscht diese Erwartung, dann muß versucht werden, dem Aufklärung verheißenden Werk auf anderem Weg ins Leben zu helfen. Der Mann, der Jahre lang für seine Ueberzeugung litt, darf nicht vereinsamt bleiben. Das begonnene Werk genügt dem Anspruch der Sachverständigsten und muß drum vollendet werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*

Berliner Handels-Gesellschaft.

Unsere Kuponkasse Berlin W. 8, Behrenstrasse 32, Eingang B, und Französische Strasse 42, Eingang A, ist Zahlstelle für die zahlbaren Zins- und Gewinnanteil-Scheine sowie für die rückzahlbaren Stücke folgender Effekten:

Aachener Rückversichergs.-Gesellsch., Akt.
Accumulatoren-Fabr. A.-G., Akt. u. Schuldv.
Aktienbrauerei Erlangen (s. H. Henninger Reifbräu).
Akt.-Ges. Brown Boveri & Cie., Baden (Schweiz), Aktien.
Akt.-Ges. Charlottenhütte, Niederschelden, Akt. u. Schuldv.
A.-G. f. Erwerb u. Verwertung v. Industrie- u. Hafengeländen in Hamburg, Schuldv.
Akt.-Ges. Finnländ. Stadt-Hypothekenkasse 4½% Pfandbriefe von 1909.
A.-G. Franzburger Kreisbahnen, Aktien.
A.-G. Franzburger Südbahn, Aktien.
A.-G. f. Gas u. Elektrizität, Cöln, Akt. u. Schuldverschreibungen.
A.-G. für Gas-, Wasser- u. Elektr. Anl., Akt.
A.-G. f. Glasindustrie vorm. Friedr. Siemens, Akt. u. Schuldv.
A.-G. Saatziger Kleinbahnen, Aktien.
A.-G. Thiederhall in Thiede, Akt. u. Schv.
A.-G. f. Verkehrswesen in Berlin, Aktien.
Allgem. Elektricitäts-Ges., Akt. u. Schuldv.
Allgem. Hypothekenkasse d. Städte Schwedens, 4% Pfandbr. v 1883, 1902, 1904 u. 1906.
Allgem. Lokal- u. Straßenbahn-Gesellschaft, Akt. u. Schuldv.
Aluminium-Industrie-A.-G., Aktien.
Badische Lokal-Eisenb.-A.-G., Akt. u. Schv.
Bahngesellschaft Waldhof, Aktien.
Bahnhof Jungfernheide Boden-A.-G., Akt.
Baltische Zuckerraffinerie G. m. b. H., Schv.
Banca Commerciale Italiana, Aktien.
Banca Marmorosch, Blank & Co., Aktien.
Bank f. Deutsche Eisenbahnwerte, 4% Schv.
Bank f. elektr. Unternehm., Akt. u. Schv.
Banque Internationale de Bruxelles, Akt.
Baugesellsch. Kaiser Wilhelm-Straße, Akt.
Baumw.-Spinnerei Erlangen, Akt. u. Schv.
Baumw.-Spinn. Unterhausen, Akt. u. Schv.
Benrather Maschinenfabrik A.-G., Schuldv.
Bergisch Märkische Bank, Aktien.
Berg- u. Metallbank A.-G., Akt., jetzt Metallbank u. Metallurgische Gesellsch, Akt.
Bergwerks-A.-G. Consolidation in Gelsenkirchen, Aktien.
Bergwerksgesellsch. Hibernia, Akt. u. Sch
Berlin-Anhalt. Maschinenbau-A.-G., Akt.
Berliner Elektricitäts-Werke, Akt., Vorzugsaktien u. Schuldv.
Berliner Handels-Gesellschaft, Anteile.
Berliner Maschinenbau-Akt.-Ges. vorm. L. Schwartzkopff, Aktien.
Berliner Stadtanleihen.
Bibliothek August Scherl, G. m. b. H., 5% Teilschuldverschreibungen.
Bismarckhütte, Akt. u. Schuldv.
Blechwalzwerk Schulz-Knaudt A.-G., Akt. u. Schuldverschreibungen.
Bochumer Verein f. Bergbau u. Gußstahl-Fabrikation, Akt. u. Schuldv.
Brown Boveri & Co. A.-G., Mannheim, Schv.
Bucarester 4½% Stadtanl. v. 1895 u. 1898.
Butzbach-Licher Eb. A.-G., Aktien.
Capito & Klein A.-G., Aktien.
Carlshütte A.-G. für Eisengießerei und Maschinenbau, Aktien.
Cellulose-Fabrik Feldmühle, Breslau, Aktien u. Schuldverschreibungen.
Central A.-G. f. Tauerei u. Schleppschiffahrt, 4½% Schuldverschreibungen.
Charlottenburger 4% u. 3½% Stadt-Anl.
Charlottenhütte, Niederschelden (s. A.-G. Charlottenhütte).
Chemische Fabrik Lindenhof C. Weyl & Co. A.-G., Aktien.
Chicago, Burlington & Quincy 4% Eisenb.-Obligationen.
Crefelder Eisenbahn-Ges., Akt. u. Schuldv.
Crefelder Stadtanleihe von 1907, Ausg II.
Crefelder Straßenbahn A.-G., Akt. u. Schv.
Dampfschiffahrts-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd, Obligationen.
Danziger Elektrische Straßenbahn A.-G., Aktien u. Schuldverschr.
Darmstädter 4% Stadtanleihe von 1909.
Dellarocca Chemische Fabriken Akt.-Ges. Berlin, Aktien.
Demminer Kleinbahnen A.-G, Aktien.
Deutsche Continental-Gas-Ges, Akt. u. Schv.
Deutsche Grund-Credit-Bank i. Gotha, Akt., Pfandbr. u. Prämien-Pfandbr.
Deutsche Hypothekenbank A.-G., Berlin, Aktien u. Pfandbriefe.
Deutsche Hypothekenbank Meiningen, Pfandbriefe u. Prämien-Pfandbriefe.
Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Ges., Anteile.
Deutsch-Ueberseeische Elektricitäts-Ges., Aktien u. 5% Schuldverschr.
Dortmunder 4% Stadt-Anleihe von 1908.
Düsseldorfer 4% Stadt-Anl. v. 1899 u. folg.
Eidgenössische 3½% u. 3% Anleihen.
Eidgenöss. 3% Eisenb.-Rente von 1897.
Eisenbahn-Ges. Greifswald-Grimmen, Akt.
Eisenbahn-Ges. Mühlhausen-Ebeleben, Akt.
Eisenbahn-Ges. Stralsund-Tribsees, Akt.
Eisenhütte Silesia A.-G., Aktien u. Schuldv.
Elektricitäts-Lieferungs-Ges., Akt. u. Schv.
Elektrische Hoch- u. Untergrundbahnen (s. Ges. f. elektr. Hoch- u. Untergrundb.).
Elektrische Straßenbahn Breslau, Aktien u. Schuldverschreibungen.
Elektr. Straßenb. Valparaiso A.-G., Akt,
Elektrochem. Werke G. m. b. H., Schuldv.
Emaillierwerk u. Metallwarenfabr. Silesia, A.-G. (siehe Eisenhütte Silesia).
Emscher Genossenschaft, 4% Schuldv.
Eulengebirgsbahn A.-G., Aktien.
Färberei Glauchau, A.-G., 4½% Schuldv.
Ferrocarriles Nacionales de Mexico, 4% u. 4½% Gold-Bonds.
Finnländische Stadt-Hypoth.-Kasse, 4½% Pfandbriefe von 1909.
Fischhausener Kreisbahn A.-G., Aktien.
Frankfurt a. M. 3½% Stadt-Anl. von 1899.
Frankfurt a. M. 4% Stadt-Anl. v. 1908.
Frankfurt-Finkenheerder Braunkohlen-A.-G., Akt. u. Schuldverschr.
Freiburger 4% Stadt-Anleihe von 1900.
Gelsenkirchen 4% Stadt-Anleihe v. 1907, Serie I u. II.
Germania 4% Schiffsbau, Schuldverschr.
Ges. f. elektr. Hoch- u. Untergrundbahnen, Aktien u. Schuldverschr.
Haffuferbahn Akt.-Ges., Aktien.
Halberstädter 3½% Stadt-Anl. v. 1897.
Halle-Hettstedter Eisenb., Akt. u. Schuldv.
Hallesche 3½% Stadt-Anl. v. 1892 u. 1900.
Hallesche 4% Stadt-Anl. v. 1900.
Hamburgische 3½% Staats-Anl. v. 1887, 1893, 1899 u. 1904.
Hamburgische 3% Staats-Anl. v. 1902.
Hamburgische 4% Staats-Anl. v. 1907, 08 u. 09.
Hamburg-Amerik. Packetfahrt-A.-G., Akt., 4% Prior.-Anl. u. 4½% Prior.-Anl. v. 1908.
Handelsges. f. Grundbesitz, Akt. u. Schuldv.
Harpener Bergbau-A.-G., Akt. u. Schuldv.
Hasper Eisen- u. Stahlwerk, Haspe, Akt. u. Schuldverschr.
Hessische 4% Staats-Anl. v. 1908.
W. Hoettger Imprägnierwerke, A.-G., Akt.
Hofbierbr. Schöfferhof u. Frankf. Bürgerbr., A.-G., Akt., 6% Vorz.-Akt. u. Schuldv.
Hohenlohe-Werke A.-G., Aktien.
Hypoth.-Bank in Hamburg, Akt. u. Pfdbr.
Industrie f. Holzverwertung A.-G., Aktien.
Industriegelände Schöneberg A.-G., Akt.
Insterburger Kleinbahn-A.-G., Aktien.
Italienische 3½% konsol. Rente.
Italienische 3¾% konsol. Rente v. 1906.
Ital. 3½% amortis. innere Rente v. 1908.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8,** Französischestr. 14

Kapital: 5 Millionen Mark

hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den **An- und Verkauf von Kuxen, Bohranteilen und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.**

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Gemälde von Mitgliedern der Künstlervereinigung **Die Scholle**

Leo Putz, Fritz Erler, Adolf Münzer, Walter Püttner

ferner Werke von

Angelo Jank, Habermann, Uhde etc. etc. in

Brakls **Moderner Kunsthandlung**

München, Goethestr. 64

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Geld verborgt Privatier an reelle Leute, 5%, Ratenrückzahlung 3 Jahre, Kramer. Postlag. Berlin 47.

Hohenlychen Freiluft Schule Hohenlychen.

Für Kinder zarter Gesundheit (blutarme, nervöse), um sich körperlich und geistig unter günstigen hygien. Bedingungen zu entwickeln. 2 Stunden v. Berlin, an klimatisch bevorzugtem Platze. Streng individ. Behandl. jed. Zögl. Unterricht nach dem Plan des Realgymnasiums.

Prof. Dr. Pannwitz, Charlottenburg.



Sitzen Sie viel!

Gressners präparierte Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel, D. R.-G.-M., verhütet das Durchscheuern u. Glänzendwerden d. Beinkleider. 70 000 St. im Gebrauch. Preisliste frei.

H. Gressner, Steglitz-Bln. 70 b.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ **SALZ**

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Die besten photographischen Apparate, Reisszeuge, auch Uhren und Goldwaren liefern gegen kleine monatliche

Teilzahlungen

Jonass & Co., Berlin SW. 108

Belle-Alliancestr. 3 — Gegr. 1889.

Jährl. Versand über 25000 Uhren Hunderttaus. Kunden. Viele tausend Anerkenn. Katal. mit über 4000 Abbild. gratis u. franko

---

Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

Sanatorium

Erholungsheim

Hôtel

Nach **allen** Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Wintersport!

Im **Erholungsheim** und **Hôtel** Zimmer mit Frühstück inkl. elektrische Beleuchtung und Heizung von **M. 4,— täglich** an, mit voller Pension von M. 7,— an. Im **Sanatorium** (Physik.-Diät. Heilverfahren) von M. 8,—.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch die **Anzeigenverwaltung Alfred Weiner** Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W 57.